

Bücherschau

Einzelbesprechungen

Sylvia Alphéus / Lothar Jegensdorf: *Fürst Paul von Thurn und Taxis. Ein eigensinniges Leben*. München: Allitera 2017, ISBN 978-3-86906-968-5, 328 S., zahlr. Abb., geb., 29,- €.

Wenn der überraschende Oldenburg-Bezug der einzige Grund für eine Besprechung im OJB wäre, so wäre diese schnell abgetan: Erst ganz am Ende seines Lebens findet Heinrich v. Fels, Sohn von Fürst Paul, in Huntlosen vor den Toren Oldenburgs seine neue Heimat (und wie seine Mutter sein Grab). Es gibt jedoch Bücher (und Leben), die es irgendwie einfordern, geschrieben zu werden, weil der Gegenstand auf unerwartete Wege führt und auch aussagekräftig für eine Zeit erscheint. Umso mehr auch, wenn die familiäre und sonstige Überlieferungslage für eine erste Monographie so überraschend gut ist. Auf Gut Huntlosen wuchs Alphéus, über ihre Mutter adoptierte Urenkelin des Fürsten Paul alias Paul v. Fels, auf; von ihrem Großvater Heinrich hat sie noch vieles mündlich erfahren und interessante Unterlagen und Fotos geerbt. So lag es sprichwörtlich nahe, dass die Verfasserin und ihr Mann sich auf die Spurensuche begaben, um die ungewöhnlichen Lebensumstände von Paul und Heinrich v. Fels weiter zu ergründen.

Das, was sie über Paul, „das schwarze Schaf“ der berühmten süddeutschen Familie v. Thurn und Taxis, über viele Jahre zusammengetragen konnten, führt uns zunächst in das Umfeld König Ludwigs II. von Bayern und Richard Wagners – mit dessen „Ring“ 2020 ja das 100-jährige Bestehen der Oper in Oldenburg begangen wird. Dem glänzenden Aufstieg als Spross einer der bekanntesten Adelsfamilien folgte allerdings aufgrund des Verstoßes gegen die Konventionen seiner Zeit und seines Standes als Konsequenz eines „eigensinnigen Lebens“ der Ausschluss aus der Familie, mit fast einer *damnatio memoriae* in Form eines neuen Familiennamens. „Alle Elemente eines dramatischen Bühnenstücks“ enthalte Pauls Lebensgeschichte, so die Verfasser. Wir erfahren anfangs einiges über eine der berühmtesten deutschen Adelsfamilien italienischen Ursprungs, deren Name für 350 Jahre Postgeschichte im Deutschen Reich steht. Dank vieler Familienfotos kann man sich ein gutes Bild von Familienmitgliedern, Lehrern, Freunden usw. machen. Mehr oder weniger festgelegt sind die beruflichen Karrieren der Kinder: Die Söhne haben vor allem als Offiziere in Österreich oder Bayern zu dienen. Paul ist 20 und Ordonnanzoffizier des bayerischen Königs Maximilians II., Kronprinz Ludwig II. von Bayern ist 18 Jahre alt, als die beiden einander vorgestellt werden und eine enge Freundschaft beginnt. Speziell im Bereich der Musik teilen der Kronprinz und sein neuer Freund gemeinsame Interessen; Paul kann Ludwig aus Wagner-Opern vorspielen und gut singen. Als Flügeladjutant lässt sich sein dreijähriges Leben „im Dauereinsatz“ immer in der Nähe des Königs (1863-1866) ausführlich nachvollziehen; als solcher ist sein Name in vielen Ludwig- und Wagner-Biographien zu finden. Briefe legen zwar nahe, dass beide junge Männer kurzzeitig einen schwärmerischen Freundschaftskult pflegten, den sie trotz der militärischen Katastrophe Bayerns im Deutschen Krieg 1866 individualistisch und fernab der Ereignisse in Wagner-Euphorie auslebten; eine homoerotische Beziehung, die andere Autoren vermuten, scheint aber nicht belegbar. Eine Zeitlang spielt Paul eine wichtige Rolle als Ludwigs „treuer Friedrich“ – dann zu seinem Schaden – bei den gegenüber der Öffentlichkeit verheimlichten Kontakten Ludwigs zu dem in die Schweiz exilierten Wagner und dessen Geliebter Cosima. Der von dem Komponistengenie verblendete König nimmt offenbar nicht wahr, wie er von beiden instrumentalisiert wird, finanziell, politisch und familiär; so dass er sich im Herbst 1866 nicht nur von seinem Adjutanten Paul, sondern auch von einer gefeierten Wagner-Sängerin (Malvina v. Schnorr) lossagt; beide hatten offenbar versucht, Ludwig die Augen in der Angelegenheit Bülow-Cosima-Wagner zu öffnen. Dieser Absturz in der Gunst des

Königs überschneidet sich zeitlich mit Pauls Liaison und Heirat mit der bürgerlichen Sängerin Elise Kreuzer, die, 1845 evangelisch getauft, aus einer angesehenen Musikerfamilie jüdischer Herkunft stammt. Nicht nur ihr Beruf, sondern auch diese Herkunft stellen für diese „unebenbürtige Beziehung“ die entscheidenden Gründe für die soziale Ausschließung dar, unter der Paul von da an leidet, nun verachtet auch durch Wagner und Cosima wegen der jüdischen Abkunft seiner Frau. Wie im Brennglas werden hier somit die Zustände der Zeit sowohl in sozialer (Adel) als auch religiöser Hinsicht fassbar. Zwei Brüder Pauls heiraten z.B. Schauspielerinnen ohne so gravierende Folgen wie im Fall von Paul, der noch dadurch verschärft wird, dass Elise Kreuzer Ende Januar 1867 bereits einen Sohn geboren hat und auch im Gegensatz zu ihren Schwägerinnen ihre Sängerinnenkarriere fortsetzt! Anfang 1868 muss Paul sogar auf Druck seines Vaters seinen Familiennamen in „von Fels“ ändern, ehe er heiraten darf und seiner Frau als „Rentier“ an die Orte ihres Engagements folgen kann. Obwohl das Familienleben eng und herzlich ist, sind die finanziellen Folgen des sozialen Absturzes bald spürbar; schon früh, mit 35 Jahren, stirbt Paul 1879 an Tuberkulose.

Im Gegensatz zur öffentlichen Gestalt Pauls ist über seinen Sohn Heinrich bisher wenig allgemein bekannt. Er betreute nach seiner Ausbildung zum Forstwirt und einer kurzen Episode auf Schloss Teisbach in Bayern für lange Jahre adlige Kunden einer Versicherungsgesellschaft in Magdeburg; hier führt Pauls Witwe mit ihrem 2. Ehemann Arno Cabisius bis 1908 das Stadttheater. Da Heinrichs Adoptivtochter Elise Leucke 1931 den Huntloser Gutsbesitzer Emil Rüdebusch heiratet, zieht auch noch Heinrichs Mutter Elise von Fels-Cabisius (gest. 1936) nach Huntlosen. Das sympathische, durch viele veröffentlichte und unveröffentlichte Quellen gut fundierte und mit vielen Bildern aus Familienbesitz illustrierte Buch, das von Huntlosen einen überraschend weiten Horizont durchzieht, endet mit einer ganz persönlichen Würdigung des naturverbundenen, aber besonders Literatur und Musik liebenden Heinrich v. Fels (gest. 1955), eines Großvaters, der offensichtlich in seinem Leben und in seiner Persönlichkeit so manches seiner „unebenbürtigen“ Eltern harmonisch zu vereinen verstand.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Oliver Auge / Anke Scharrenberg (Hg.): *Auf dem Weg zum „Weimar des Nordens“? Die Eutiner Fürstbischöfe und ihr Hof im 18. Jahrhundert*. Eutin: Eutiner Landesbibliothek 2019, ISBN 978-3-939643210, 208 S., 18 Abb., kart. (= Eutiner Forschungen, Bd. 15), 24,- €.

Dieser Sammelband stellt die erweiterten Ergebnisse des Arbeitsgesprächs über die Eutiner Fürstbischöfe und ihren Hof im 18. Jahrhundert am 5. und 6. Mai 2017 an der Eutiner Landesbibliothek vor. Die Herausgeber, Prof. Dr. Oliver Auge von der Kieler Professur für Regionalgeschichte und Dr. Anke Scharrenberg von der Eutiner Landesbibliothek, haben damit ein facettenreiches Bild geschaffen, das nicht nur den Eutiner Hof und seine Regenten zeigt, sondern auch das geistige Umfeld dieses Hofes im aufgeklärten Absolutismus und in der Region erfasst. Das Erkenntnisinteresse richtet sich auf die Wirkungsmacht des Eutiner Hofes im 18. Jahrhundert und auf den Sinngehalt des Eutiner Markenzeichens als „Weimar des Nordens“. Der methodische Ansatz in der Anordnung der zehn Beiträge bestimmt zunächst den Referenzpunkt Weimar, wendet sich dann den europäischen Verflechtungen des Eutiner Hofes zu und kommt dann auf die beiden Eutiner Regenten dieses Jahrhunderts, die Herzöge Friedrich August und Peter Friedrich Ludwig, zu sprechen. Es folgt die Erfassung des geistigen Umfelds mit seinen Bezügen zur Aufklärung in Hamburg, an der Universität Kiel und in der Nachbarstadt Plön und schließlich die Entwicklung der Oldenburger Residenz.

Stefanie Freyer legt in ihrem Aufsatz „Weimar als Referenzpunkt für Eutin“ eine sehr differenzierte und gut belegte Darstellung des Weimarer Hofes und seiner Hofgesellschaft als Bewertungsmaßstab für den Eutiner Bezug auf Weimar vor. Weimar habe Dichtern und Denkern ein attraktives Schaffensmilieu in der Nähe herzoglicher Macht geboten, das eine große Strahlkraft entwickelt habe. Axel E. Walter untersucht den lokalen Mythos „Eutin als Weimar des Nordens“ und kommt zum Ergebnis, dass Eutin als kleine Residenzstadt um 1800 sehr wohl ein literarisches Zentrum gewesen sei, das sich aber mit Weimar nicht messen konnte; er hält diesen Bezug für zu hochgegriffen und auch nicht für erforderlich. Oliver Auge betrachtet den Eutiner Hof und seine weitläufigen Verflechtungen. Er zeichnet das außerordentlich komplexe dynastische Netzwerk der jüngeren Linie des Hauses Gottorp sorgfältig nach, geht kurz auf die Herkunft des höfischen Personals ein und weist dann ausführlich auf die vielfältigen europäischen Bezüge von Schlossarchitektur, Gartenanlage und auch des Schlossinventars hin.

Jens Ahlers referiert über die außenpolitische Tätigkeit der Fürstbischöfe als Vormünder und Statthalter vom Großen Nordischen Krieg (1700-1721) bis zum sogenannten Gottorper Tausch 1773. Bestimmend sei dabei der Wechsel von der früheren Schutzmacht Schweden zur neuen europäischen Großmacht Russland gewesen, das Fürstbistum Lübeck habe in dieser Zeit mit seiner Residenz Eutin unzweifelhaft eine kulturelle Blütezeit erlebt. Anke Scharrenberg stellt sich der Frage, ob Herzog Friedrich August als Kunstmäzen zu betrachten ist. Ihre Antwort auf den Feldern Musik, Theater und Literatur sowie Architektur kommt zu dem differenzierten und plausibel begründeten Ergebnis, dass die Kultur von Friedrich August als unverzichtbares Attribut höfischer Repräsentation geschätzt und nach Maßgabe seiner stets begrenzten finanziellen Möglichkeiten gefördert worden sei, ein kulturelles Mäzenatentum habe es unter Friedrich August jedoch nicht gegeben. Frank Baudach geht der Frage nach, inwieweit Herzog Peter Friedrich Ludwig der von Johann Heinrich Voß geprägten Metapher als Vater Eutins tatsächlich entsprach. Untersucht werden die relevanten Verwaltungsmaßnahmen ebenso wie sein Verhältnis zu Kunst und Literatur, alles im Vergleich zu seinem Handeln im Herzogtum Oldenburg. Zwar habe sich dieser Herzog im ungleich gewichtigeren Oldenburg deutlich mehr als im kleinen Eutin ausgewirkt, aber dennoch habe dieser Ehrentitel dem Selbstbild Herzog Peters als aufgeklärtem Patriarchen entsprochen, den er sich im Interesse seines öffentlichen Ruhms auch gerne gefallen ließ.

Die folgenden Aufsätze greifen das geistige Umfeld Eutins ab. Martin Krieger schildert die vielschichtigen Strömungen in Hamburg, die das geistige Leben in dieser Hansestadt bestimmten. Nicht der theoretische Gedanke der Aufklärung habe sich durchgesetzt, sondern die Orientierung an gesellschaftlicher Integration, Hamburger Identität und Gemeinnutz seien bestimmend gewesen. Lisa Kragh zeichnet die Entwicklung der Christian-Albrechts-Universität in Kiel im aufgeklärten Absolutismus nach. Die Aufklärung habe hier zunächst eine eher apolitische Wirkung entfaltet, welche die Staatsräson des absolutistischen Monarchen nicht antastete. Erst allmählich habe sich der Wandel des akademischen Selbstverständnisses weg von der Aufgabe einer Lehranstalt künftiger Staatsbeamter hin zu einer anwendungsorientierten Forschungsanstalt mündig werdender Bürger vollzogen. Silke Hunzinger beschreibt die geistige Atmosphäre Plöns, der kleinen Nachbarstadt Eutins, die zunächst Residenz der Plöner Herzöge und dann Sitz der königlich-dänischen Amtsverwaltung zusammen mit dem kleinen Hof des regierungsunfähigen Eutiner Erbprinzen Wilhelm war. An Plön vermag sie den allmählichen Übergang von höfischen zum bürgerlichen Zeitalter sehr gut aufzuzeigen. Diesem Bild Eutins stellt Gerd Steinwascher schließlich die Entwicklung des Oldenburger Hofes von der Grafenzeit über die dänische Herrschaft bis zur herzoglichen Residenz gegenüber. Vor dem Hintergrund dieser wechselvollen Entfaltung wird auch die Reduktion Eutins zur Sommerresidenz der Oldenburger Herzöge sichtbar.

Insgesamt liegt mit diesem Sammelband eine sehr differenzierte und gut lesbare Darstellung der Eutiner Fürstbischöfe und ihres Hofes im 18. Jahrhundert vor, die auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes eine weiterführende Einordnung dieses aufgeklärt-absolutistischen Hofes in die Zeit des Übergangs vom höfischen zum bürgerlichen Zeitalter vornimmt. Jedem an der Geschichte Schleswig-Holsteins und Oldenburgs Interessierten kann dieser Band in der Klarheit seiner Beiträge nur empfohlen werden.

Oldenburg

Bernd Müller

Paul Beckus: *Land ohne Herr – Fürst ohne Hof? Friedrich August von Anhalt-Zerbst und sein Fürstentum*. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2018, ISBN 978-3-95462-975-6, 604 S., Abb., geb. (= Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts, 15), 54,- €.

Mit der umfangreichen, 604 Seiten starken Studie ist Paul Beckus eine großartige Arbeit gelungen, die die Landesgeschichte sowohl für Anhalt als auch für das Jeverland bereichert. Zudem stellt die Monographie durch die Untersuchungen zur inneren Funktionsweise des Hofes eines kleinen Fürstentums einen wichtigen Beitrag zur Herrschaftspraxis im europäischen Kontext des 18. Jahrhunderts dar.

Mit der Wahl des Themas, der Auseinandersetzung mit Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst (1734-1793), steht eine Persönlichkeit im Mittelpunkt, die in der Geschichtsschreibung bereits im 19. Jahrhundert ein äußerst negatives Image besessen hat. Friedrich August von Anhalt-Zerbst regierte sein kleines Fürstentum, das neben der Residenzstadt Zerbst und dem östlich der Elbe liegenden Teil Anhalts auch das Jeverland mit der kleinen Stadt Jever umfasste, von 1751 an über vier Dekaden.

Trotz der langen Regierungszeit war er hier nicht persönlich präsent. Korruption und Willkür seines Geheimratskollegiums, die Abwesenheit des Herrschers von seinem Land, sein Geisteszustand und Lebenswandel – das alles hat zu dem belasteten Geschichtsbild des letzten regierenden Fürsten von Anhalt-Zerbst beigetragen. Hinzu kam noch, dass mit dem Tode des kinderlosen Landesherren auch die Auflösung des Fürstentums Anhalt-Zerbst einherging und damit eine Geschichte vom Niedergang erzählt werden konnte.

Als kaisertreuer Fürst positionierte sich Friedrich August seit dem 7-jährigen Krieg in der Gegnerschaft zu König Friedrich II. von Preußen und zog sich so das von der propreußischen und aufgeklärten Publizistik verbreitete Image des despotisch wirkenden Kleinfürsten zu. Paul Beckus analysiert daher eingangs, wie es zum historiografischen Nachleben kam und welche Rolle dabei die von Friedrich August praktizierte Herrschaftsausübung auf Distanz gespielt hat. Der Autor stellt diese zentrale Frage nach der Genese des Geschichtsbildes in einen Forschungskontext, der zunächst einmal die Narrationen über despotische Herrschaft beleuchtet. Vor diesem Hintergrund wertet der Autor die Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts über den Protagonisten aus und reflektiert diese kritisch. In einem zweiten Schritt ordnet Paul Beckus, nachdem er eine biographische Skizze vorgelegt und die Herrschaftsverhältnisse im Fürstentum beleuchtet hat, die Herrschaftspraxis und -repräsentation des Fürsten in deren Erforschung im Zusammenhang des Alten Reichs ein. Die Frage, welche Rolle den Höfen, der höfischen Repräsentation und öffentlichen Inszenierung sowie den kulturellen Praktiken dabei zukam, spielt hierbei eine entscheidende Rolle. Dies ist umso bemerkenswerter, wenn es sich um eine Herrschaft auf Distanz handelt. Hier sind auch für die landesgeschichtliche Forschung der Herrschaft Jever wichtige neue Aspekte herausgearbeitet worden. Zum Beispiel (S. 146f.) betont Beckus die bedeutenden politischen Aktivitäten der jeverschen Geheimräte Johann Zacharias von Cappelmann und Carl Gottlob von Nostitz, deren Stellung der eines Statthalters und Vertreters des Fürsten vor Ort entsprach. Beide waren damit nicht nur repräsentative Amtsträger, sondern erwiesen sich als machtvolle Akteure innerhalb des Anhalt-Zerbster Herrschaftsbereichs. Neben diesen beiden herausragenden Geheimräten wurde um 1785 eine Geheime Hofkommission in Jever eingesetzt, was einen gravierenden Einschnitt in die bisherige Verwaltungsorganisation darstellte. Dabei wurden die führenden Köpfe der Zivil- und Militärverwaltung zu einer Hofkommission vereinigt. Beckus legt dar, dass dies zu einer Verschiebung der Hierarchien führte. Die Oberbehörden in Jever richteten sich in der Folgezeit weniger auf die Residenzstadt Zerbst, sondern vielmehr auf den tatsächlichen Aufenthaltsort des Fürsten aus. Hiermit drifteten die beiden Landesteile auseinander, weil sie sich unterschiedlich auf den Fürsten bezogen (S. 184f.). In einem letzten Abschnitt widmet sich der Autor konsequenterweise der damit eng verbundenen Erforschung der Medien- und Kommunikationspraxis im 18. Jahrhundert. Die letztendlich gescheiterte Selbstinszenierung des Fürsten, der ja immerhin der Bruder Katharinas II. von Russland war, kann der Autor anschaulich nachzeichnen. Als Bruder der Zarin verkehrte er in höchsten Adelskreisen und war mit der aristokratischen Elite Europas verwandt. Die aufgezeigten Kommunikationsräume haben entscheidend für die Entstehung des Bildes Friedrich Augusts von Anhalt-Zerbst gewirkt und sind zudem auch ein Spiegel der höfisch-aristokratischen Gesellschaft, der auch der Fürst entstammte.

Die akribische und umfangreiche Quellenarbeit, die der Autor für diese Dissertation geleistet hat, ist wirklich beachtlich. Beckus wertet nicht nur die archivalischen Quellen der Landesarchive von Anhalt und Oldenburg aus, sondern zieht alle zur Verfügung stehenden Überlieferungen heran. Das Quellen- und Literaturverzeichnis ist daher eine wahre Fundgrube für die landesgeschichtliche Forschung. Ein Ausfluss dieser Kärnerarbeit ist auch das umfassende biographische Personenverzeichnis, das die Angehörigen der Militär-, Zivil- und Hofverwaltung des Fürstentums Anhalt-Zerbst sowie die landständischen Vertreter der Zerbster Ritterschaft und Amtsträger anderer europäischer Territorien aufgenommen hat, die in einer relevanten Beziehung zu Fürst Friedrich August standen. Hierbei sind für unsere regionale Forschung die Biographien, die die Herrschaft Jever betreffen, besonders lohnenswert. Paul Beckus verweist dabei auch auf die hilfreiche Arbeit von Friedrich Wilhelm Schaer zur Verwaltungs- und Beamten-geschichte. Dankenswerterweise ist der Arbeit auch ein Orts- und Personenregister beigelegt. Zu Recht ist diese Dissertation an der Universität Halle 2018 mit dem Forschungspreis der Stiftung für Personengeschichte ausgezeichnet worden.

Johann Heinrich Redekers Historische und Geographische Collectanea von der uralten Burg und Weichbilde Harpstädt auch umliegendem Amt und dessen Nachbarschaft, nach der Abschrift von Robert Grimsehl hrg. von Herbert Bock, Kiel: Solivagus 2018, ISBN 978-3-943025-47-7, 440 S., zahlr. Abb., 29,- €

Harpstedt, die südlich von Delmenhorst gelegene Ortschaft im Landkreis Oldenburg, hat heute den Status einer niedersächsischen Samtgemeinde. Sie steht, wie schon der Name erkennen lässt, im Fokus der umfangreichen Übertragung einer historischen Beschreibung mit topographischem Bezug. Die Entwicklung Harpsteds reicht ins Mittelalter zurück und beginnt mit einer Burggründung durch die Grafen von Bruchhausen, eine Nebenlinie der Oldenburger Grafen. Danach gehörte Harpstedt den Grafen von Hoya. Die bei der Burg liegende Siedlung erhielt 1396 Fleckensrecht (Weichbildrecht) und eine Magistratsverfassung. Nicht nur die Frühgeschichte, auch spätere Entwicklungen verbanden Harpstedt mit Oldenburg: Die Oldenburger hatten schon im 15. Jahrhundert einmal Pfandrecht für das Amt Harpstedt, eroberten es 1547 von Münster und behielten es anschließend bis 1653 nochmals in Pfandbesitz. Danach gelangte es an die Welfenherzöge. Bis 1977 gehörte die Gemeinde zum ehemaligen Landkreis Grafschaft Hoya und somit zum ehemaligen Regierungsbezirk Hannover. Erst danach wurde sie Teil von Landkreis und Verwaltungsbezirk Oldenburg. Deshalb ist ein großer Teil der historischen Quellen zur Ortsgeschichte bis heute im Niedersächsischen Landesarchiv (NLA) – Abteilung Hannover zu finden und wird nicht, wie für die anderen Orte des Landkreises, in der Abteilung Oldenburg des NLA aufbewahrt. So befand sich auch ein für die Ortsgeschichte Harpsteds wichtiges Dokument, die Handschrift des Chronisten Johann Heinrich Redeker, bis 1943 in Hannover, bevor sie bei einem schweren Bombenangriff zusammen mit weiteren Quellen vernichtet wurde.

Allerdings führten verschlungene Wege und glückliche Fügungen nun dazu, dass dieses Dokument, mehr als ein halbes Jahrhundert später, in ähnlicher Form einer Edition herausgegeben werden konnte. Der in Harpstedt tätige Volksschullehrer und ambitionierte Heimatforscher Robert Grimsehl (1890-1963) hatte 1938 in Hannover bei Archivbesuchen eine Abschrift der Handschrift in Steno gefertigt und diese später in Maschinschrift übertragen. Ergänzt werden diese Aufzeichnungen durch wenige Seiten des Originaltextes, die wegen der darauf abgebildeten Zeichnungen als Kopie vorliegen. Das von Grimsehl angefertigte Manuskript und die Kopien befanden sich allerdings in Privatbesitz und waren wenig bekannt. Erst ein Forschungsprojekt zur Siedlungs- und Geschlechterforschung in Harpstedt, das an der Universität Vechta unter wissenschaftlicher Begleitung durch Prof. Karin Holm und Prof. Bernd Ulrich Hucker durchgeführt wurde, führte dazu, dass der promovierte Historiker Herbert Bock die Aufzeichnungen Redekers nach den Abschriften Grimsehls rekonstruierte und sie schließlich 2018 in kommentierter Form als Buch herausgegeben werden konnten.

Der Amtsschreiber Johann Heinrich Redeker, Verfasser der vernichteten Handschrift, lebte von 1682 bis 1764 und war der Sohn eines Hofbeamten. Offenbar hatte er einen großen Teil seiner Jugend und auch seine ersten Berufsjahre in Harpstedt verbracht und blieb dem Ort auch nach seinem späteren Weggang nach Hannover verbunden. Auch wenn wenig Genaueres zu seinem Leben bekannt ist, sind seine Aufzeichnungen, die „Collectanea“ zur Geschichte Harpsteds und vor allem Hannovers, von bleibendem Wert. Beachtlich ist, was Redeker sorgfältig an Informationen zu Harpstedt zusammengetragen hat. Die Bandbreite reicht von topographisch-geografischen Fakten wie Ortsnamen und Gewässerbeschreibungen über die historisch-politische Entwicklung von Siedlung und Höfen bis zu Auflistungen über Personen und ihre Funktionen, wie beispielsweise die Bürgermeister und Ratsmänner. Auch alltagsgeschichtliche Fakten wie Unfälle und das Auftreten von Seuchen fanden Eingang in die breitgefächerte Sammlung Redekers, die ihren zeitlichen Schwerpunkt Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts hat. Reihen sich seine Aufzeichnungen auch in die im 18. Jahrhundert beliebten historisch-topographischen Orts- und Regionsbeschreibungen ein, so urteilt Bernd Ulrich Hucker im Geleitwort des Buches treffend, „Kein Detail, das nicht von ihm beachtet; keine Quelle, die nicht von ihm ausgewertet worden wäre.“ (S. 8)

Auch die sicher nicht einfache Übertragung der Aufzeichnungen durch den Editor ist sorgfältig und gewissenhaft erfolgt. Umfangreiche Fußnoten setzen die Informationen der Harpstedter „Collectanea“ in einen sinnvollen Kontext und bieten damit allen Lesern eine hilfreiche Kommentierung. Vom Text abgesetzte Anmerkungen und Kommentare, wie beispielsweise der Hinweis auf eine nicht mehr vorhandene Zeichnung, ergänzen die Publikation um Informationen, die für die Übertragung und Herausgabe der Aufzeichnungen relevant waren. Gerahmt wird Redekers Handschrift durch ein Vorwort des Sohnes von Robert Grimsehl, dem die mühevollen und verdiente Arbeit seines Vaters in guter Erinnerung ist sowie ein Geleitwort von Hucker. Eine knappe Einordnung der Quelle, ihres Wertes

sowie ihrer weltanschaulichen Ausrichtung nimmt Herbert Bock ebenfalls einleitend vor. Es folgen eine kurze Gliederung des Inhalts sowie die Editionsgrundlagen, was das vorliegende Buch mit seiner ergänzenden Bebilderung zu einem runden Ergebnis für geschichtlich interessierte Leser macht. Auch das wertige Hardcover mit der Abbildung eines Kupferstichs von Schloss und Flecken Harpstedt macht Lust auf das Lesen des Buchs.

Wardenburg

Romy Meyer

Jessica Cronshagen: Einfach vornehm. Die Hausleute der nordwestdeutschen Küstenmarsch in der Frühen Neuzeit. Göttingen: Wallstein 2014, ISBN 978-3-8353-1579-2, 330 S., 25 graph. Darst., geb., 29,90 €.

Die 2010 eingereichte Oldenburger Dissertation von Jessica Cronshagen „Einfach vornehm. Die Hausleute der nordwestdeutschen Küstenmarsch in der Frühen Neuzeit“ ist bereits vor einigen Jahren (2014) im Druck erschienen, in diesem Jahrbuch jedoch noch nicht vorgestellt worden. Dies soll nun nachgeholt werden, da es sich um eine vorbildliche Arbeit mit vielen neuen Erkenntnissen zur ländlichen Oberschicht der großen Marschbauern handelt, die hier zusammenfassend als Hausleute (bzw. Hausmänner) bezeichnet werden. Jedoch möchte ich auf eine detaillierte Wiedergabe von Aufbau und Argumentationsgang verzichten, zumal mehrere Rezensionen dieser Art vorliegen (von Antje Sander im Emdener Jahrbuch 2017, S. 284f und von Michael Ehrhardt in H-Soz-Kult 27.03.2015: <www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-23563>). Darüber hinaus ist dies ohne weiteres auch den hilfreichen Kapitel „Aufbau des Buches“ (S. 23f) und dem (Gesamt-)Fazit (S. 298-302) zu entnehmen (wie das Buch insgesamt denn auch hervorragend strukturiert ist und sich in jedem Abschnitt Zusammenfassungen der jeweiligen Erkenntnisse finden). Stattdessen greife ich einige Punkte heraus, die mir besonders interessant zu sein scheinen. Gegenstand der Untersuchung ist die bäuerliche Oberschicht in den Marschen zwischen der niederländischen Grenze und der Weser im ungefähren Zeitraum 1648 bis 1800. Erstaunlich ist bereits, dass es sich um die erste systematische Erfassung dieses Themas von deutscher Seite seit 1910 handelt, obgleich doch reiche friesische Bauern an sich in Teilaspekten schon vielfältig betrachtet worden sind.

Zunächst einmal ist erstaunlich, dass es für ihre gesellschaftliche Stellung einerlei war, ob die Hausleute ihren Hof zu eigen besaßen oder bloß gepachtet hatten, auch sind die Übergänge zwischen beiden Formen fließend; man konnte Verpächter, Besitzer und Pächter zugleich sein. Im Gegensatz zu Geestregionen, wo Familien teilweise jahrhundertlang einen Hof bewirtschafteten, war die Familienbindung an einen bestimmten Hof in den Marschen gering, so sehr auch Landbesitz an sich elementar blieb. Das Selbstbild war und blieb das des Landeigners und zutiefst bäuerlich (trotz partieller Aneignung adlig-bürgerlicher Repräsentationsformen), was sich auch in der Berufswahl weichender Erben zeigen lässt. Das Selbstbild der Marschen, besonders Ostfrieslands, speiste sich zudem aus der bäuerlichen „friesischen Freiheit“ des hohen Mittelalters. Cronshagen arbeitet heraus, dass sich die reichen Bauern unbesehen der offiziellen ständischen Hierarchien jenseits der Geburtsstände als Quasi-Stand etablieren, ihre Herausbildung und dauerhafte Erhaltung (Abgrenzung auch mittels eines spezifischen „Standesdünkels“) hat eine „nahezu ständische Dimension“ (S. 22) und basiert in erstaunlich moderner Weise vornehmlich auf ökonomischer Potenz. Die Hausmannschaft ist jedoch alles andere als homogen, sondern in sich selbst hierarchisch; in ihr schichtet sich, wiederum bedingt durch ökonomische Kraft, eine Elite ab. Die Führungsschicht betätigte sich auch politisch und in überregionalem Kontext. Basis zur Herauskristallisation dieser Schicht aber war die Marschenwirtschaft selbst mit ihren Spezifika der hohen Erträge bei gleichzeitig drohenden Naturgefahren sowie der starken Integration in den europäischen Markt unter großer Bodenmobilität (kennzeichnend war sowohl der Handel mit Agrargütern als auch der mit Land). Prägend war auch das Fehlen einer konkurrierenden Oberschicht (kein Adel), das freie Besitzrecht und das Anerbenrecht des jüngsten Sohnes, das den ungeteilten Bestand der Höfe garantierte, doch bei gleichzeitiger dominanter Realteilung der Vermögenswerte insgesamt. Außer in der Wesermarsch polarisierte sich die Dorfbevölkerung in die kleine Gruppe wohlhabender Hausleute einer- und die Masse der landlosen oder landarmen Schichten andererseits.

Die Autorin verknüpft auf geschickte Weise demographische, administrative und familiengeschichtliche Quellen (Familienchroniken einzelner Geschlechter wie beispielsweise der Tantzen, Groeneveld und Woge) und kann sich vielfach auf sehr gute Vorarbeiten stützen (z.B. im Bereich der Historischen Demographie, Bodengeographie, Baukultur, Dorfordnungen, Alphabetisierungsfor-

milien), wertet aber selbst zahlreiche archivische Quellen (aus den Abteilungen Aurich und Oldenburg des Niedersächsischen Landesarchivs) erstmalig aus und beweist dabei sowohl eine enorme Quellenkenntnis als auch einen souveränen Umgang mit selbigen. Ein Leitkonzept des Buches ist das Bourdieu'sche „symbolische Kapital“, das eine „symbolische Macht“ hervorbringt (S. 22, 298), die mehr informell als formell wirkt. Die Untersuchung bewegt sich auf insgesamt vier Ebenen: Region, Dorf, Familie und Individuum (vgl. S. 25). Hervorzuheben ist auch, dass die Autorin – verteilt in unterschiedlichen Zusammenhängen – umfassend die Ämterbekleidung in den Blick nimmt. Neben den Mitwirkungsmöglichkeiten in den Landständen (die es nur in Ostfriesland gab, wo Bauern zugelassen waren) waren dies dörfliche (Ortsvorsteher, „Bauerrichter“), regionale („Vogteibeeidigte“), überlokal-genossenschaftliche (Deich- und Sielrichter) und kirchliche Ämter (Kirchen- und Armenvorsteher), die durchaus auch kumuliert wurden. Sie analysiert die Praxis dieser Amtsausübung und ihre Bedeutung für die ländlichen Elitebildungsprozesse. Es zeigt sich hier, dass nicht alle Ämter gleichermaßen attraktiv für die Elite waren, einige zwar prestigeträchtig, aber nur für kurze Amtszeiten erstrebenswert.

Dem Buch ist leider kein Register beigegeben worden, und es weist auch keine Bebilderung auf. Hilfreich gewesen wäre beispielsweise die Beigabe einer Karte des Untersuchungsgebiets mit seinen territorialen oder regionalen Zuordnungen (wo liegen beispielsweise das Rheider- oder das Harlingerland?) oder die Ansicht eines so typischen Gulfhauses. Kleinere Kritikpunkte betreffen die Verwendung eines etwas schiefen, anachronistisch wirkenden Begriffs „ländliches Bürgertum“ (S. 92f, 206, 220, 301) und einzelne Ungenauigkeiten und Fehler (auf S. 113 ist ebenfalls im Werk mehrfach vorkommende Oldenburger Graf Johann VII. gemeint statt Johann IV.; S. 198: Norwegen war Hauptexporteur, nicht -importeur von Holz; S. 172 muss es heißen „Neuende“ statt „Niende“). Derlei Fehler lassen sich aber in jedem Buch finden. Weiter reicht eine grundsätzliche Kritik, die schon anderwärts geäußert wurde (M. Ehrhardt). Die Autorin musste ihr Untersuchungsgebiet zwar allein schon aus arbeitsökonomischen Gründen begrenzt halten, so dass gegen die Beschränkung auf die Region zwischen Ems und Weser (jedoch einschließlich des oldenburgischen Landwürden rechts der Weser) mit ihren vier Territorien Ostfriesland, Jeverland, Oldenburg und dem winzigen Kniphausen verständlich erscheint, jedoch wäre es gut gewesen, deutlicher zu betonen, dass das Phänomen der Bauernelite eines Marschengebietes über diese Region hinausreicht, sowohl in Richtung Westen (in die Niederlande) als auch in Richtung Osten (Weser/Elbe-Gebiet) und Norden (Elbmarschen, Dithmarschen, Eiderstedt und Nordfriesland in Schleswig-Holstein). Zukünftige Untersuchungen auch dieser Gebiete werden zeigen, dass es auch Unterschiede gibt, die zu einer nochmaligen Differenzierung führen müssen. So ist für die schleswig-holsteinischen Gebiete eine engere familiäre Verknüpfung der bäuerlichen Oberschicht – anders als von Cronshagen festgestellt – auch zu landesherrlichen Beamten und zur Führungsschicht in den wichtigen Städten zu konstatieren. Das Phänomen des Privatunterrichts der Bauernkinder lässt sich dort viel besser fassen als hier (der Schluss Cronshagens, dass Hausunterricht in ihrer Region „nicht ungewöhnlich“ [S. 251] gewesen sei, scheint mir noch etwas zu unbelegt).

Insgesamt bietet Cronshagens Studie ein umfassendes, differenziertes Bild einer vielschichtigen, abgeschlossenen und sich selbst reproduzierenden Elite der Frühen Neuzeit auf dem Lande und sollte Vorbild für ähnliche Untersuchungen in weiteren Regionen sein.

Oldenburg

Sven Mahmens

Albrecht Eckhardt / Rudolf Wyrsh: *Oldenburgischer Landtag 1848 – 1933/1946. Biografisch-historisches Handbuch zu einem deutschen Landesparlament*. Oldenburg: Isensee 2014, ISBN 978-3-7308-1146-7, 859 S., 410 Abb., geb., 24,80 €.

Von 1848 bis 1933 und dann für kurze Zeit wieder vom Januar bis zum November 1946 reicht die parlamentarische Tradition des Großherzogtums Oldenburg wie auch des folgenden Freistaats. Da das Parlamentsgebäude, der Landtag, in der Stadt Oldenburg noch steht, darf man eine gewisse Bekanntheit dieses Faktums auch heute voraussetzen. Wer aber dem Landtag angehörte, das ist kaum noch in der historischen Erinnerung verblieben. Schon allein wegen der föderalistischen Struktur des Deutschen Reiches von 1871 bis 1933 stellen die Landesparlamente jedoch ein gewichtiges Element der deutschen Geschichte dar. Für die landespolitische Entwicklung Oldenburgs, dessen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert sowieso nicht gerade im Mittelpunkt der regionalgeschichtlichen Forschung steht, sind die Biographien dieser Parlamentarier, vorwiegend Männer, von nicht zu unter-

schätzender Bedeutung. Bislang konnte man für die Gesamtheit der oldenburgischen Abgeordneten lediglich biographische Eckdaten erschließen. Die Zeit der Weimarer Republik war immerhin durch Beatrix Herlemanns „Biographisches Lexikon niedersächsischer Parlamentarier 1919-1945“ (Hannover 2004) abgedeckt, in dem jedoch die Oldenburger nicht gesondert aufgeführt wurden. Nachdem schon für mehrere Länder (u.a. Preußen, Hessen, Sachsen, Thüringen und Württemberg) biographische Parlamentarierlexika erschienen sind, folgt jetzt Oldenburg. Albrecht Eckhardt und Rudolf Wyrsh haben nach jahrelangen Recherchen ein voluminöses Handbuch vorlegt, das die Kurzbiografien aller 658 oldenburgischen Landtagsabgeordneten verzeichnet. Eingeleitet wird der Band durch eine umfangreiche Darstellung der historischen Entwicklung des oldenburgischen Landtags. Danach folgen die Kurzbiographien, meistens mit Abbildungen, ergänzt um sieben Karten. Die einzelnen Artikel folgen einem festen Raster: Nach den Lebensdaten werden genealogische Informationen gegeben, so dass familiäre Verflechtungen deutlich werden. Beruf und Daten zur Mitgliedschaft im Landtag sowie anderen Parlamenten ergänzen diese Angaben. Der eigentliche Werdegang ist ausführlich gehalten, sofern es die Quellen erlauben. Hingewiesen wird unter „Sonstige Tätigkeiten“ vornehmlich auf Vereinsmitgliedschaften, die das politische und soziale Netzwerk der Parlamentarier erhellen. Listen der Ehrungen und Auszeichnungen, Veröffentlichungen und Sekundärliteratur schließen die Artikel ab. Acht Anhänge dokumentieren die gesetzlichen und verfassungsrechtlichen Bestimmungen über den Landtag, verzeichnen die Abgeordneten nach den Wahlkreisen, Fraktionen und Gruppierungen, geben Auskunft über die unter der NS-Diktatur verfolgten Abgeordneten, die Wohn- und Amtsorte und die Angehörigen des Landtagspräsidiums. Die Leitenden Minister, Staats- und Kabinettsminister und Ministerpräsidenten seit 1843, zusätzlich die Mitglieder des Landesdirektoriums lassen sich nachschlagen, und Diagramme visualisieren die Berufsgliederung der Parlamentarier. Die Herausgeber haben ein Standardwerk geschaffen, das sich im Unterschied zu dem bereits erwähnten Lexikon der niedersächsischen Parlamentarier nicht nur auf die Weimarer Republik erstreckt, sondern die gesamte Zeit der Existenz oldenburgischer parlamentarischer Institutionen erfasst. Obendrein bietet das oldenburgische Handbuch wesentlich ausführlichere Informationen. Mittlerweile hat Albrecht Eckhardt (Wahlkreise und Abgeordnete aus dem Oldenburger Münsterland im Oldenburgischen Landtag 1848-1933 – ein Überblick, in: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland, Cloppenburg, Jg. 67, 2018, S. 190-210) die Ergebnisse für Süddoldenburg noch einmal zusammengefasst, während Michael Hirschfeld (Wählerwerbung durch Berufsvielfalt. Zur Sozialstruktur der oldenburgischen Landtagsabgeordneten der Zentrumsparterie in der Weimarer Republik, in: Franz Bölsker u.a. [Hg.], *Dona historica. Freundesgaben für Alwin Hanschmidt zum 80. Geburtstag*, Berlin 2017, S. 287-306) auf der Grundlage des Handbuchs eine sozialgeschichtlich orientierte Darstellung einer Fraktion erstellt hat. Weitere solcher Untersuchungen sind wünschenswert. Generell sei auf die weiterhin ausstehende Analyse inhaltlicher Fragen, mitunter auch lokaler Natur, die den Landtag beschäftigen, hingewiesen.

Oldenburg

Joachim Tautz

Michael Ehrhardt / Norbert Fischer (Hg.): *Von Schlachten und Überfällen, Zur Geschichte der Deiche an Mittelweser, Wümme und Aller*. Stade: Landschaftsverband Stade 2018, ISBN 978-3-931879-70, 556 S., zahlr. Abb., geb. (= Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 52), 34,80 €.

Der Titel des Buches wirkt martialisch. Der Leser fragt sich, ob die Deiche an den drei Flüssen im Binnenland das Objekt oder die Ursache kriegerischer Auseinandersetzungen wurden. Das wäre nicht verwunderlich, denn Weser, Aller und Wümme durchflossen mehrere Reichsterritorien: das Bistum/Herzogtum Bremen und Verden, die Freie Hansestadt Bremen und das Kurfürstentum Hannover. Tatsächlich beschreiben die zwei Begriffe Uferbefestigungen in Form einer Lahnung und Deichdurchlässe oder Überläufe, die Wasser auf die Felder strömen ließen, um sie durch Ablagerungen fruchtbar zu machen.

Der vorliegende letzte Band zur Geschichte der Deiche im Elbe-Weser-Dreieck widmet sich den Flussdeichen an Mittelweser, Aller und Wümme. Die Flussdeiche sollten die anliegenden Gebiete vor Überschwemmungen schützen, die durch Regenperioden in Herbst und Winter oder durch Tauwetter im Frühjahr drohten. Auch Sturmfluten an der Küste konnten zu Überflutungen führen, indem sie das Flusswasser aufstauten. Mit dem Bau fester Deiche entstand auch die Notwendigkeit der Herstellung eines Entwässerungssystems. Teilweise war eine Überströmung von Landflächen durch

Flusswasser durchaus erwünscht. Der abgelagerte Schlick erhöhte die Bodenfruchtbarkeit, was sich schon die antiken Ägypter am Nil zunutze machten.

Der Aufbau und die Unterhaltung eines Deich- und Be- sowie Entwässerungssystems waren eine Gemeinschaftsleistung. Ihr Entwicklungsstand korrespondiert mit den sozialen Strukturen der am Fluss gelegenen Gebiete. Das weisen die Autoren eindrucksvoll nach. Norbert Fischer beginnt seine Untersuchung zur Geschichte der Deiche an Weser, Wümme und Aller mit dem Zeitraum der ersten Besiedlung. Die Kolonisierung der an den drei Flüssen gelegenen Landschaften ließ seit dem 11. Jahrhundert Deiche entstehen. Ihr Bau und ihre Unterhaltung oblagen zwar der jeweiligen Gemeinde, aber die eigentliche Arbeit wurde auf die jeweiligen Eigentümer der Ländereien am Deich verteilt. Das Deichrecht an den Flüssen basierte auf der „Pfandbedeichung“. Wie an der Seeküste wurde das Spatenrecht angewandt. Ein Landbesitzer, der nicht mehr in der Lage war, seinen Deich zu unterhalten, verlor seinen Hof. Deichgenossenschaften regulierten das Deichwesen. Sie wurden während der Frühen Neuzeit zu Herrschaftsinstrumenten des Territorialstaates und der Landesherrschaft. Dieser Funktionswandel der Deichgenossenschaften begann im späten Mittelalter. Norbert Fischer beschreibt die verschiedenen Ausformungen des Transformationsprozesses. Michael Ehrhardt schildert die Tendenz zu immer großflächigeren Unterhaltungsformen, die auch mit dem Funktionswandel der Flüsse einhergehen. Ihre Umwandlung zu begradeten und vertieften Wasserstraßen hatte direkte Auswirkungen auf den Deichschutz und die Entwässerungssysteme der Anrainergebiete. Als Beispiel sei hier die wachsende Bedeutung von Hochwasserspeichern erwähnt. Vor dem Leser liegt ein detailreiches und mit vielen Abbildungen und Plänen illustriertes Werk. Es richtet sich nicht nur an die Fachleute des Deichwesens, sondern ist auch für den Sozial-, Wirtschafts- und Regionalhistoriker ein wertvolles Buch. Dieser Band bildet einen sehr gelungenen Abschluss der deichhistorischen Schriftenreihe zum Elbe-Weser-Dreieck. Es ist sehr zu begrüßen, wenn die Reihe zum Vorbild für eine ähnliche Publikationsserie für die übrigen Küsten- und Flussländer Niedersachsens werden könnte.

Emden

Rolf Uphoff

Thomas van Geuns: *Prediger und ihre Familien im Herzogtum Oldenburg seit der Reformation*. Oldenburg: OGF 2019, ISBN 978-3-7308-1515-1, 685 S., 5 farb. Abb., geb. (= Oldenburgische Familienkunde Jg. 60/61 [2018/19]), 25,- €.

Wer sich bisher über die evangelisch-lutherischen Geistlichen im Oldenburgischen informieren wollte, griff zum Ramsauer (Die Prediger des Herzogtums Oldenburg seit der Reformation, 1909), ergänzt, erschlossen (Namensregister) und bis 1941 fortgeführt von Heinrich Iben, und zu Hans Warntjen, Die Prediger des Herzogtums Oldenburg von der Reformation bis zur Gegenwart, von 1980 (Fortsetzung bis 1980). Die Prosopografien des Personals einzelner Landeskirchen sind schon seit Langem ein Betätigungsfeld der Forschung. Nach und nach haben sich hier die Lücken gefüllt und entwickelte sich ein Standard, der zunehmend mehr Informationen zu den Personen und ihren Familien bietet. Für Oldenburg hat sich Thomas van Geuns der Sache angenommen und ergänzte in fast elfjähriger Arbeit die bei Ramsauer, Iben und Warntjen gemachten Angaben um das familiäre Umfeld der Pastoren, also Angaben zu den Eltern, zu Ehefrau(en) und Kindern, indem er die Reihe „Oldenburgische Ortsfamilienbücher“ und weitere noch unveröffentlichte Kirchenbücher sowie Familienchroniken, Leichenpredigten und Archivbestände auswertete. Entstanden ist ein dickleibiges Nachschlagewerk mit über 1600 alphabetisch angeordneten Biogrammen. Jedes davon nennt die in ihm eingeflossenen Quellen.

Der Autor betont in der Einleitung die zahlreichen familiären Verflechtungen zwischen den einzelnen Geistlichen und nennt als Extrembeispiel eine zehn Generationen umfassende Pastorenlinie (Frisius vom 16. bis zum 19. Jahrhundert – jedoch wirkten die ersten vier Generationen außerhalb Oldenburgs). Regelrechte Oldenburger Pastorenfamilien finden wir (Anzahl der Pastoren in Klammern) bei den Ibbeken (14), Frisius (14), Ramsauer (12), Gramberg (11), Strackerjan (12), Roth (9), Foltenius (8), Berlage, Faselius, von Glaan, Hodderssen, Langreuter, Veltmann und Wiggers (jeweils 7). Die Familie des bekannten Theologen Rudolf Bultmann ist mit fünf Pastoren vertreten. Dass indes das Pastorenamt in einem Ort sich in einer einzigen Familie geradezu vererbte, ist jedoch – anders als in Schleswig-Holstein – wenig zu beobachten (ich fand allerhöchstens drei Generationen, z.B. Armster in Rodenkirchen). Der Autor hat verschiedentlich betont, dass ein solches Werk nie vollständig sein kann und dass gerade eine Publikation zu vermehrten Ergänzungen führt.

Zur Meldung solcher Ergänzungen hat er eigens aufgerufen (seine Kontaktadresse ist im Buch zu finden). Etwas schade ist dennoch, dass van Geuns das schon in die Jahre gekommene schleswig-holsteinische Pastorenverzeichnis von Arends (*Gejstligheden i Slesvig og Holsten fra Reformationenen til 1864*, 3 Bände, Kopenhagen 1932) nicht herangezogen hat, wo es doch einige Überschneidungen der Pastorenschaft zwischen beiden Regionen gibt, bedingt durch die gemeinsame Zugehörigkeit zu Dänemark im 17. und 18. Jahrhundert. Auch sind die Bestände des Landesarchivs in Oldenburg offenbar nicht gründlich ausgewertet worden. Hier hätten gerade für die ersten beiden Jahrhunderte nach der Reformation noch wertvolle Zusatzinformationen gewonnen werden können. Bedauerlich ist auch, dass Ausbildungswege der Pastoren grundsätzlich nicht genannt werden, anders als beispielsweise bei Arends, der regelmäßig Immatrikulationsdaten bringt. Die ohnedem geleistete enorme Fleißarbeit des Autors soll mit diesen Hinweisen aber keinesfalls geschmälert werden. Entgegen anderer Angaben – das Buch selber äußert sich nicht zu dieser Frage – endet das Pastorenverzeichnis nicht mit dem Jahr 1900, sondern reicht bis in die nahe Vergangenheit. So finden wir den Vater von Minister Althusmann, der um 1970 Pastor in Edewecht, Oldenburg und Leer war. Bei diesen jüngsten Vertretern des Berufsstandes sind die Angaben wieder etwas reduzierter, was an Zugeständnissen an den Datenschutz liegen mag. Nicht ganz glücklich gelöst ist die alphabetische Sortierung im Einzelnen – Beispiele: Ulricus Zi(y)adonius Zwiterda steht auf S. 660, während man seinen Vater Christophorus erst auf S. 664 findet; Tiling ist getrennt vom zugehörigen Tilingius sortiert. Armbster und Armster, wenngleich nur unterschiedliche Schreibweisen innerhalb einer einzigen Familie, wurde getrennt sortiert. Besser gewesen wäre eine einheitliche Sortierung unter einem standardisiert angesetzten Sammelnamen. Auch ist manchmal die entlegene Namensform an erste Stelle gesetzt worden (z.B. Wulfhorß). Bei Namensgleichen erfolgte die römische Nummerierung entgegen den Lebensjahren: Hermann Gerhard Ibbeken I erscheint daher seltsamerweise als Enkel Hermann Gerhard Ibbekens II. Dem Leser wird auch nicht erklärt, dass „II“ beim Ort eine zweite Pfarrstelle bedeutet und dass die Zahl in Klammern beim Wirkungsort sich auf die Nummer bei Ramsauer bezieht – genauere Erläuterungen für den Nutzer wären also erforderlich gewesen. Das Quellenverzeichnis umfasst acht Seiten, das Ortsregister zum Band kann unter <https://www.familienkunde-oldenburg.de/recherche/downloads> abgerufen werden; ein Register sämtlicher Namen jedoch ist nicht vorhanden. Der Band ist zum günstigen Preis zu haben, doch sollten Interessenten sich rasch zum Kauf entscheiden (erhältlich auf der Website www.familienkunde-oldenburg.de), da die Auflage nicht sehr groß ist. Trotz der genannten Einschränkungen ist van Geuns' mühevoll zusammengestellte das neue Standardwerk zum lutherischen Predigerstand Oldenburgs, zu dem jeder künftig gerne greifen wird. Erschienen ist es als Jahrbuch für den Doppeljahrgang 2018/2019 der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde.

Oldenburg

Sven Mahmens

Gloria Köpnick / Rainer Stamm (Hg.): *Zwischen Utopie und Anpassung. Das Bauhaus in Oldenburg*. Petersberg: Imhof 2019, ISBN 978-3-7319-0811-1, 191 S., zahlr. Abb., geb. (= Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, [ohne Zählung]), 29,95 €.

Mit Blick auf das Jubiläum „100 Jahre Bauhaus“ starteten 2016 Gloria Köpnick und Rainer Stamm im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg das Projekt „Das Bauhaus in Oldenburg – Avantgarde in der Provinz“. Es diente der Aufarbeitung bisher noch unbekannter Beziehungen von Studierenden aus Oldenburg und Ostfriesland zum Bauhaus in Weimar, Dessau und Berlin, die auch später die avantgardistischen Ideen vertreten, erweitert und verbreitet haben. Im ersten Satz des Vorworts wird zu Recht die Bedeutung dieses Projekts angedeutet: „Das Bauhaus in Oldenburg' ist eine Entdeckung!“ Das Vorhaben hat zu einer Ausstellung im Augusteum und zu einem Buch geführt, in dem die Ergebnisse der Forschungen ausführlich dargestellt werden. Die zahlreichen großformatigen Abbildungen zeigen Niveau und Volumen der Ausstellung „Zwischen Utopie und Anpassung – das Bauhaus in Oldenburg“, während die Texte die Biographien der „Bauhäusler“ genannten Personen und ihre praktische wie theoretische Arbeit für die Verbreitung der Bauhaus-Ideen behandeln. Ihre Bedeutung zeigt sich in ihren abgebildeten Werken, in ihren nach Bauhaus-Prinzipien gestalteten Möbelstücken und Geräten und nicht zuletzt in ihren Schriften. Nach einem Vorwort umreißen die beiden Herausgeber in fünf großen und wenigen kleineren Kapiteln zunächst die Problematik ihres Projekts. Die Wende zur Moderne im konservativen Oldenburg 1919 sehen sie in der Berufung Dr. Walter Müller-Wulckows zum Direktor des neuen Landesmuseums für Kunst

und Kulturgeschichte, der als erster in einem Zeitungsaufsatz das Bauhaus als zukunftsweisende Kunsthochschule begrüßt hatte. Die 1922 von Ernst Beyersdorff gegründete Vereinigung für junge Kunst verbreitete in ihrem Ausstellungs- und Vortragsangebot mit dem Gedankengut der Moderne auch nachhaltig die Ideen des Bauhauses. Zudem werden vier der Künstler hervorgehoben, die aus der Region stammen und am Bauhaus studiert haben. Eingeschlossen in diesem Kapitel sind zwei kürzere Texte: Rainer Stamm erinnert anhand einiger Zeichnungen, die die Aufbruchstimmung jener Zeit spiegeln und in Müller-Wulckows Besitz gelangten, an Johannes Karl Herrmann, der bis 1922 am Bauhaus studiert hatte. Und Katrin Hippel berichtet von der in Oldenburg geborenen Malerin Margarete Willers. In Dessau hat sie ab 1927 an Webkunst-Kursen teilgenommen. Neben einem Wandbehang haben sich auch Fotografien erhalten, die Bauhaus-Kommilitonen von ihr gemacht haben. Rainer Stamm hat sich im zweiten Kapitel des schwierigen Falls Hans Martin Fricke (1906-1994) angenommen, der im Herbst 1922 nach Weimar gegangen war. Die aus dieser Zeit überlieferten Gouachen und Graphiken lassen den von der Geometrie geprägten Geist der Bauhauszeit erkennen, ebenso einfache Möbel-Entwürfe wie schließlich auch kleinere Architekturen, die allerdings erst während und nach der NS-Zeit entstanden sind und im Widerspruch zur politischen Einstellung des Künstlers stehen. Die Darstellung bleibt stets sachlich; Frickes Wirken im NS-Kulturleben ab 1937 wird erwähnt, ist aber nicht Thema des Buches. Zu den Entdeckungen gehört das Oldenburger „Werkhaus“, das von Gloria Köpnick und Rainer Stamm vorgestellt wird. Seine Geschichte ist räumlich eng mit dem Kunstgewerbemuseum in Oldenburg verbunden, ideell aber hat das Werkhaus Ideen der Weimarer Hochschule aufgenommen. Es ermöglichte die Vorbereitung auf ein Studium am Bauhaus; drei Oldenburger haben ihr Studium am Werkhaus begonnen und am Bauhaus fortgesetzt: Hermann Gautel, Milon Harms und Karl Schwoon. Von Milon Harms ist zu wenig bekannt, auch gibt es kaum Abbildungen. Hermann Gautel (1905-1945), den Gloria Köpnick vorstellt, begann seine Ausbildung in der väterlichen Polsterei und wechselte dann zum „Werkhaus“. Ab 1927 studierte er in Dessau bei Josef Albers, Paul Klee, Wassilij Kandinsky und Oskar Schlemmer, um Namen zu nennen, die den künstlerischen Rang des Bauhauses dokumentieren. Nach seiner Rückkehr nach Oldenburg 1933 gründete er ein Einrichtungsgeschäft, in dem er Möbel und Gegenstände im Stil des Bauhauses verkaufte. Zugleich war er ein gefragter Innenarchitekt, den Müller-Wulckow 1937 beauftragte, einen „Schütte-Lanz-Saal“ im Landesmuseum einzurichten. 1940 wurde Gautel eingezogen; seit 1945 gilt er als verschollen. Gloria Köpnick's faktenreiche Darstellung bewahrt ihn vor dem Vergessen. Auch Karl Schwoons Weg zum Bauhaus in Dessau und seine Rolle in der Nachkriegszeit in Oldenburg werden von Köpnick beschrieben. Geboren 1908, hatte sich Schwoon für den Beruf als Künstler entschieden, als er die Ausbildung am „Werkhaus“ begann. In Müller-Wulckow fand er einen Förderer, der ihm 1927 mit einem Brief an Gropius den Eintritt ins Bauhaus erleichterte. Josef Albers im Vorstudium, Paul Klee und vielleicht auch Kandinsky waren seine Lehrer. Schwoon erlebte auch den Abstieg des Bauhauses, den Rückzug von Gropius, die Schließung in Dessau, die kurze Phase in Berlin. Noch vor 1933 nach Oldenburg zurückgekommen, konnte er in Ausstellungen der Vereinigung für junge Kunst noch Akzente setzen, doch davon nicht leben. Er ging nach Berlin zurück, arbeitete zuletzt als Hauptschriftführer in einem Verlag, passte sich an und wurde 1940 eingezogen. Nach dem Krieg, den er an mehreren Fronten erlebte, kehrte er nach Oldenburg zurück. Hier fand er Ende 1945 als Geschäftsführer des Oldenburger Kunstvereins die Basis, am Neuaufbau des Kulturlebens in Oldenburg mitzuarbeiten. Diese Phase des Wirkens von Schwoon bezeichnet Gloria Köpnick zu Recht als seine bedeutendste, nicht zuletzt weil er als Galerist namhafte Ausstellungen auch von Bauhaus-Künstlern realisiert hat. Zum Leben reichte der Ertrag dieser Kulturarbeit nicht, so dass Schwoon nach Hamburg zog, wo er im „HörZu“-Verlag Arbeit als Bildredakteur fand. Seinen Lebensabend verbrachte er ab 1969 in Wildeshausen, ohne die selbstständige Arbeit als Künstler aufgeben zu haben. Den längsten Weg machte Hin Bredendieck, der, 1904 in Aurich geboren, 1995 in Roswell, Georgia, starb. Als Volksschüler wurde er zum Tischler ausgebildet und arbeitete dann in einer Möbelfabrik. Nach Studienabbrüchen an Kunstgewerbeschulen in Stuttgart, Hamburg und Berlin fand er 1927 dennoch Zugang zum Bauhaus in Dessau. Gloria Köpnick und Rainer Stamm belegen die Stationen, die Hin Bredendieck zurückgelegt hat, mit zahlreichen Zitaten aus unveröffentlichten autobiographischen Aufzeichnungen des Künstlers, die in Roswell liegen. 1937 war Bredendieck mit seiner Familie in die USA emigriert, als Moholy Nagy, mit dem er korrespondiert hatte, in Chicago das „New Bauhaus“ gründete. Mit seinen Erfahrungen aus Dessau wurde Bredendieck zu einem „Multiplikator der Bauhaus-Ideen“, wie die beiden Autoren schreiben. Seine Grundidee war, Studiengänge nicht nach Materialien zu trennen, sondern das Fach Design und mit ihm die Form materialübergreifend zu gestalten. Das New Bauhaus konnte sich nur ein Jahr halten, und Bredendieck schlug sich als selbstständiger Designer durch, konnte aber bis zum Tode Moholy Nagys 1946 mit diesem weiter kooperieren, wobei ihm einge-

räumt war, nach eigenen Vorstellungen materialübergreifend zu arbeiten. Diese Idee hat den Bauhaus-Kanon erweitert. Eine zweite Idee realisierte er mit Nathan Lerner, mit dem er eine Firma für „Do-it-yourself“-Möbel gründete. 1952 erteilte ihn ein Ruf an die Hochschule in Atlanta, wo er bis 1971 eine Professur für Industriedesign innehatte. Das Tüfteln endete nicht mit der Pensionierung. Das Buch ist eine verdienstvolle Dokumentation des unmittelbaren Bauhaus-Einflusses auf Künstler aus der Region und deren gestalterisches Wirken auf das Design bis zur Prägung eines neuen Gestaltungsbewusstseins in der Gesellschaft. Von Bedeutung sind darüber hinaus die erstmals publizierten Kontakte und Korrespondenzen der einstigen Bauhaus-Absolventen mit ihren Professoren. Die zahlreichen Abbildungen von Kunstwerken der berühmt gewordenen Lehrer des Bauhauses und von vielen bisher unbekanntem Werken, Zeichnungen und Entwürfen der einstigen Studenten aus Oldenburg, aber auch von Arbeiten aus späterer Lebenszeit machen das Buch zu einer Fundgrube für die moderne Kunst- und Kulturgeschichte. Ausstellung und Buch, das seinen Wert nach der Schau nicht verlieren wird, sind Höhepunkte der Arbeit des Niedersächsischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg.

Oldenburg

Jürgen Weichardt

Christof Landmesser (Hg.): Bultmann Handbuch. Tübingen: Mohr-Siebeck 2017, ISBN 978-3-16-151687-0, IX, 546 S., zahlr. Abb., brosch. oder geb., 49,-/129,- €.

Es ist ein stattlicher Band geworden, den der Tübinger Neutestamentler Christof Landmesser als Bultmann Handbuch herausgegeben hat, fast 550 Seiten stark. Der Professor ist zugleich Vorsitzender der Rudolf-Bultmann-Gesellschaft für Hermeneutische Theologie e.V. Namensgeber ist ein gebürtiger Oldenburger, der über drei Jahrzehnte Neues Testament an der Philipps-Universität in Marburg an der Lahn gelehrt, die Verbindungen aber zu seiner nordwestdeutschen Heimat aufrecht erhalten und gepflegt hat. Er ist mit der Kirchen- und Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts aufs Engste verwoben und hat sich zu vielen maßgeblichen Fragen und Problemen geäußert. Das letzte Jahrhundert ist in seiner Gesellschafts-, Religions- und Politikgeschichte ein Wechselbad höchst unterschiedlicher Herausforderungen. Das Handbuch gliedert den Stoff in vier große Kapitel: „Orientierung“, „Person“, „Werk“, „Wirkung und Rezeption“ samt entsprechenden Registern. Es haben 41 Wissenschaftler mitgewirkt, teilweise mit mehreren Beiträgen. Die Quellenlage ist hinsichtlich der Druckerzeugnisse gediegen, denn Bultmann als Professor alter Schule ist mit Veröffentlichungen äußerst sorgsam umgegangen. Etwas unübersichtlicher ist der sonstige Nachlass, obgleich die Tübinger Universitätsbibliothek mit Zustimmung der Familie zur Erschließung etliche Mühe investiert hat. Wissenschaft und Forschung sind kein fester Block, weil sich Sichtweisen, Herausforderungen und Perspektiven ändern. Das ist meist auch ziemlich spannend.

Man denke an die sogenannte liberale Theologie vor dem Ersten Weltkrieg, mit deren Methoden und Ergebnissen Bultmann sich profiliert hat. Danach trat die sogenannte dialektische Theologie ihren Siegeszug an, weil die alten Strickmuster ausgedient hatten. Also begann auch bei Bultmann selbst ein Klärungsprozess. Er hatte sich in Marburg mit Martin Heidegger angefreundet; Karl Barth, Friedrich Gogarten und andere Theologen suchten auch nach neuen Wegen. Die Kirchen, ihre Amtsträger und Mitglieder bastelten an einem plausiblen Christentum, das auf die Herausforderungen der Gegenwart einging – hier sollte das sogenannte Entmythologisierung oder besser der existentialen Interpretation helfen: ein Arbeitsgebiet, das mit Unsicherheit, Ängsten und Verwerfungen verbunden ist. Die Überlieferung musste geprüft, ausgelegt und in mancher Hinsicht neu artikuliert werden. Und mitten in diesem Modernisierungsprozess taucht der Name Rudolf Bultmann wieder auf. Hinsichtlich seiner Biographie kann man seit einigen Jahren auf Konrad Hamann verweisen (vgl. OJb 109, 2009, S. 205f.). Die oldenburgische Landeskirche, die Stadt Oldenburg, etliche Sponsoren haben es sich vor knapp 20 Jahren nicht nehmen lassen, eine Bultmann-Büste in Auftrag zu geben. Gefertigt von Michael Mohns aus Tarnow in Mecklenburg, ist sie am Theaterwall in Oldenburg in der Diagonale von Alten Gymnasium, Staatstheater und St. Lambertikirche zu sehen – gewissermaßen an einem öffentlichen Gedächtnisort in der Reihe Oldenburger Köpfe wie etwa auch Karl Jaspers am Cäcilienplatz (siehe: <https://www.kircheoldenburg.de/aktuell/projekte/rudolf-bultmann.html>). Bultmann hat auch den theologischen Diskurs in der Provinz befördert. Die Korrespondenz mit Hans Roth, seit 1925 Pfarrer in Ahlhorn, enthält einen theologiegeschichtlich bedeutsamen Vortrag, gewissermaßen Muttermilch für angehende Theologen. Im Briefwechsel mit seinem Schüler schreibt Bultmann, es mache ihm „Lust ...“, das Thema „Welchen Sinn hat es, von

Gott zu reden? zu wählen“ – mehrere Generationen von Theologen haben diesen Aufsatz gelesen und internalisiert – entstanden im Dialog zwischen dem Hochschullehrer und angehenden Pfarrern – wieder abgedruckt im Taschenbuch „Neues Testament und christliche Existenz“ (2002), herausgegeben von Andreas Lindemann. Die Genese dieser Gedanken ist vor fast 20 Jahren im Oldenburger Jahrbuch (100, 2000, S. 137-159) dargestellt worden und im Aufsatzband des Rezensenten wieder abgedruckt worden (Oldenburger Forschungen. Neue Folge Band 28, 2013).

In der Auseinandersetzung mit den „Deutschen Christen“ und dem NS-Staat hatte sich der Leiter der oldenburgischen Bekenntniskirche, Pfarrer Heinz Kloppenburg (1903-1986) aus Heppens, angesichts der Alternative „Volkskirche und Freikirche“ an den Marburger Hochschullehrer gewandt und um Beratung gebeten. Ergebnis war ein mehrseitiges Schreiben Bultmanns vom 11. August 1937, das gewissermaßen ein Ruf zur Sache war und Entscheidungen nicht scheute. Es käme darauf an, dass „die christliche Verkündigung rein und lauter, verständlich und kräftig erklingt“, mithin auf „Glauben und Verstehen“ ziele – dargestellt hat diesen Sachverhalt der Rezensent in der „Oldenburgischen Kirchengeschichte“ (2005, S. 733f.). Damit wird das Problem angesprochen, dass die Bearbeiter, Herausgeber und Mitarbeiter des Handbuchs offenbar ein wenig selektiv ihre Quellen bearbeitet haben, denn dort kommen diese Dinge nicht zur Sprache.

Nicht anders in der Nachkriegskirchengeschichte. Bultmanns Schüler Edo Osterloh (1909-1964) war inzwischen Mitglied des Oberkirchenrats mit der Zuständigkeit für Kirche und Schule geworden. Er hat sich mit dem Programm „Kirche in der Schule“ mit der selbstbewussten Lehrerschaft angelegt. Bultmann hat diesen Schlagabtausch studiert und die sogenannte christliche Unterweisung in ihre Grenzen verwiesen (ebd. 765f.). Er war davon überzeugt, dass sich die evangelische Sache – „Glauben und Verstehen“ – selbst durchsetzt und keine klerikalisierte Unterstützung benötigte. Er traute der evangelischen Sache mehr zu. In dieser Großwetterlage war es dann nicht verwunderlich, dass Bultmann 1948/49 die Mitarbeit an der Festschrift „Die Hand am Pfluge“ abgelehnt hat. Der Untertitel sollte lauten: „Zum hundertjährigen Jubiläum des Oberkirchenrates“ (vgl. vom Verfasser „Die Neuordnung der oldenburgischen Kirche nach 1918 und die Kirchenverfassung von 1920“, in: 150 Jahre oldenburgische Kirchenverfassung, hg. in Verb. m. Günther Raschen v. Rolf Schäfer, Oldenburg 1999, S. 21-36). In diesem Aufsatz steht eine Korrespondenz zwischen dem Marburger Professor und dem früheren Präsidenten des Oberkirchenrats Heinrich Tilemann als Wegweiser am Anfang. Solche Seitenwege können durchaus die Perspektive erhellen. Die Wissenschaft lebt auf dem Weg zu besseren Ergebnissen vom Diskurs, auch im Teil der Rezensionen. Insofern sind die vorstehenden Beobachtungen auch eine Einladung zum Gespräch. So jedenfalls möchte der Rezensent sie verstanden wissen.

Oldenburg

Reinhard Ritterer

Babette Ludowici (Hg.): *Saxones. Eine neue Geschichte der alten Sachsen*. Darmstadt: wbvTheiss 2019, ISBN 978-3-8062-4005-4, 376 S., 192 Abb., 25 Karten, geb. (= Neue Studien zur Sachsenforschung, 7), 35,- €.

Wer oder was waren „die Sachsen“? Eine scheinbar simple Frage, zu deren Beantwortung Wissenschaft, Politik und Kultur seit dem 19. Jahrhundert eine klare Antwort boten: „Von der Weser bis zur Elbe, / Von dem Harz bis an das Meer / Stehen Niedersachsens Söhne, [...] sturmfest und erdverwachsen.“ – so tönt es im Niedersachsenlied. Doch diese festgefügtten Vorstellungen von Raum und Ethnie sind von der Forschung in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend ins Wanken gebracht worden. Frucht dieser wissenschaftlichen Erkenntnisse war die im Landesmuseum Hannover von April bis August 2019 zu sehende, aufwendig gestaltete Ausstellung „Saxones. Eine neue Geschichte der alten Sachsen“. Ein nicht minder imposanter Katalog flankiert mit 59 Beiträgen und einer Fülle von Abbildungen die museale Aufbereitung der Frage nach den Wurzeln der heutigen Niedersachsen. In zehn thematischen Blöcken beleuchten die Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven „die Sachsen“, dekonstruieren liebgewonnene Erkenntnisse sowie vermeintliche Tatsachen und zeichnen einen facettenreichen Sachsenbegriff. Den Auftakt bilden gleich sechs Beiträge, die sich im weitesten Sinne mit niedersächsischen Symbolen und deren politischen Aufladung befassen. Dieses identitätsstiftende Sammelsurium wie das seit dem 15. Jahrhundert literarisch mit dem Sachsenstamm verknüpfte Niedersachsen- bzw. Westfalenross oder auch das im 19. Jahrhundert gedichtete, national getränkte Niedersachsenlied nutzte der erste Ministerpräsident Hinrich Wilhelm Kopf zur politischen Legitimation seines neuen Bundeslandes Niedersachsen. Dass diese Motive und der Re-

kurs auf die Sachsen aber nur eine äußerst dürftige Klammer des künstlichen Bundeslandes waren und sind, dass „separatistische“ Bewegungen bis weit in die 1970er Jahre in verschiedenen Landesteilen Niedersachsens großen Zulauf besaßen, kommt hier allerdings weniger zur Sprache. Der folgende Block, „Von Sachsen keine Spur“, widmet sich zunächst in einer Überblicksdarstellung der römischen Germanienpolitik bis zum sog. „Harzhornereignis“, den Kampfhandlungen Roms im 3. Jahrhundert am Westrand des Harzes. Die Artikel zu den archäologischen Funden und der Bedeutung des Hellwegs legen für den Aufstellungskatalog zentrale Grundlagen, da zum einen die sächsische Frühgeschichte fast ausschließlich nur mit Bodenfunden zu deuten ist. Zum anderen spielen die Handelsrouten längs des in West-Ost-Richtung verlaufenden Hellwegs durch die Jahrhunderte eine integrale Bedeutung für politische, militärische, kulturelle und religiöse Veränderungen im sächsischen Raum. Wie sehr dieses germanische, sächsische oder als mitteldeutscher Raum anzusprechende Gebiet mit dem römischen Kulturraum und den skandinavischen Regionen verflochten war, wird anhand der durchweg informativen Artikel im Themenblock „Die Netzwerker“ deutlich. Aus dem Themenfeld „Gründerzeit“ ist der Beitrag von Charlotte Behr und John Hines herauszuheben, der in pointierter Form die im 4. und 5. Jahrhundert erkämpfte Landnahme „sächsischer Gruppen“ in Britannien schildert. Dabei gelingt es ihnen in klaren Worten den Sachsenbegriff zu entzaubern, der je nach antikem oder frühmittelalterlichem Autor unterschiedlich gedeutet und aufgeladen wurde. Der germanische Stamm der Sachsen, diese vermeintlich festgefügte Ethnie, ist eine Erfindung aus späterer Zeit, die vor allem im 19. Jahrhundert national instrumentalisiert wurde. Während die folgenden Artikel unter dem Titel „Vieler Herren Land?“ in ansprechender Form den Blick auf die beeindruckenden archäologischen Funde und ihre Deutung richten, werfen die Beiträge im „Spiel der Könige“ Schlaglichter auf die kriegerischen Auseinandersetzungen sowie die Bestattungsrituale des 6. Jahrhunderts. Während entlang des Hellwegs in diesem Zeitraum fränkische Kultur und Einflüsse greifbar werden, war das Elbe-Weser-Dreieck aus bisher unbekanntem Gründen entvölkert, was in den Beiträgen „Undurchsichtige Verhältnisse“ thematisiert wird. Im Kapitel „Alles Sachsen!“ werden mit der karolingischen Eroberungspolitik erneut Sachsenbegriffe diskutiert, wobei deutlich wird, dass die Saxones aus verschiedenen Gruppen bestanden, die aus der Warte der christlichen Franken allesamt verdammungswürdige *sächsische* Heiden waren. Unter dem Oberbegriff „Unternehmen Gottesstaat“ stehen verstärkt die Einflüsse der christlichen Religion und mit ihr auch eine Ausweitung der Schriftlichkeit im sächsischen Raum im Fokus. Sowohl die Fähigkeiten des Skriptoriums im Kloster Corvey oder auch der altsächsische Heliand, die Lebensgeschichte Jesu erzählt in 6.000 Stabreimen, lassen einen noch heute staunend auf die kulturellen Leistungen um 850 blicken. Wobei die Betitelung dieses Kapitels doch eher unschöne und hoffentlich ungewollte Assoziationen zu fundamentalreligiösen und barbarischen Entwicklungen im Nahen Osten hervorrufen und auch nicht auf die karolingische Epoche zu übertragen sind! Im finalen Themenbereich „Gewinner machen Geschichte: Wir sind die Sachsen!“ stehen die Familie der Liudolfinger, besser bekannt als Ottonen, und ganz erheblich Widukind von Corvey mit seiner „Sachsen-geschichte“ im Fokus. Hier wird noch einmal deutlich, wie sehr Widukind mit seiner Darstellung die bis heute wirkmächtige Vorstellung von „den“ Sachsen geprägt hat, aber auch wie im 10. Jahrhundert mit dem Wissen um Geschichte tagespolitische Interessen verfolgt wurden. Eine Parallele zu Hinrich Wilhelm Kopf von 1946 tut sich hier auf.

Hier, wie in der Fülle der anderen Beiträge, kommt dem Sammelband zugute, dass herausragende Kenner der Materie für Aufsätze gewonnen werden konnten. Positiv ist auch die hochwertige Aufmachung zu loben, zu deren Glanzstücken übersichtlich gestaltete Karten, Zeichnungen und Hochglanzaufnahmen von Objekten zählen, die es schon in der Ausstellung zu bestaunen galt. Dazu kommen noch bildliche Ausflüge zu den heute noch imposanten Gebäuden im Sachsenland wie dem Kloster Corvey sowie den Stiften Gandersheim und Quedlinburg. Etwas ärgerlich ist in diesem Kontext nur, dass sich der bereits in der Ausstellung zu findende Datierungsfehler der Verwandtschaftstafel der Ottonen (erste Hälfte 13. Jahrhundert statt des angegebenen 12. Jahrhunderts) auch in den Katalog geschlichen hat. Nicht jedermanns Geschmack dürften zudem die Erläuterungen des Illustrators Kevin Wilson zu seinen Zeichnungen sein, die mit Analogien zu der TV-Serie „Game of Thrones“ oder dem Vergleich sächsischer Fürsten mit „Rappern auf dem Oktoberfest“ doch arg gewollt jugendlich daherkommen. Wünschenswert wäre auch ein Autorenverzeichnis gewesen, um die zahlreichen Experten und ihre Forschungsgebiete einfacher zuordnen zu können. Zusammenfassend ist der Ausstellungskatalog aber eine äußerst umfangreiche und willkommene Ergänzung auf der Höhe der aktuellen Forschung, die dem Leser den chronologischen Gang der Hannoveraner Ausstellung nachempfinden und viele der Exponate noch einmal in Ruhe betrachten lässt.

Dirk Meyer / Andreas von Seggern (Hg.): *Standpunkte. Das Bild der Stadt in der Kunst*. Oldenburg: Isensee 2019, ISBN 978-3-7308-1525-0, 107 S., zahlr. Abb., geb. (= Veröffentlichungen des Stadtmuseums, Bd. 87), 25,- €.

Dass die Stadt Oldenburg in den Mittelpunkt einer Kunstaussstellung und ihres Katalogs gerückt ist, kann fast als ein historisches Ereignis gesehen werden; denn in einem hiesigen Museum ist dieses Thema seit fünfzig Jahren nicht behandelt worden. Auch wenn der Buch- und Ausstellungstitel die Angabe des Ortes Oldenburg vermeidet, geht es nur um das singuläre und einmalige Bild dieser Stadt im Katalog und in der Ausstellung, die vom 24.2. bis zum 28.4.2019 im Stadtmuseum Oldenburg von Dirk Meyer und Dr. Andreas von Seggern als Kuratoren eingerichtet wurde. Sie sind auch die Autoren der beiden Texte, die den Katalog einleiten. Dieser ist gleichzeitig der 87. Band der Veröffentlichungen des Stadtmuseums Oldenburg. In seinem Vorwort schreibt Andreas von Seggern, aus „den historisch gewachsenen Grundzügen des Alltags“ einer Stadt bilde sich eine Mentalität, die wiederum „die individuell wahrgenommene Identität der Bewohner mit ihrer Stadt“ präge. Und in einem städtischen Zentrum wie Oldenburg inmitten einer landwirtschaftlich geformten Region sei das „Stereotyp der Provinzialität“ stetig gewachsen. Dieser Gedanke hinterlässt auch dann ein unbehagliches Gefühl, wenn ihm mehr oder weniger zugestimmt wird. Aber kann die Ausstellung ihm widersprechen? Der Katalog gibt vermutlich nicht in vollem Umfang die Ausstellung wieder, da Dirk Meyer die wichtige expressionistische Grafik von Erich Heckel zum Lappan zwar erwähnt, aber nicht abbildet. Jedes Werk wird einzeln abgebildet. Wie die Ausstellung nimmt sich auch der Katalog die Freiheit, die Werke nicht streng, aber annähernd chronologisch vorzustellen. Das älteste Bild, Gottlob Friedrich Ferdinand Davids Schloss-Darstellung aus dem 18. Jahrhundert, steht an fünfter Stelle nach Bildern aus den Jahren 1820 bis 1850. Der Katalog beginnt mit einer Karte von 1598 von Pieter Bast, die nicht nur die Struktur der Stadtanlage, sondern auch schon wichtige Straßennamen, Kirchen, Tore und den Ort des Schlosses als Burg angibt. Oldenburg stand vor den Jahrzehnten seines politischen Höhepunktes unter Anton Günther, der fünf Jahre später die Regentschaft übernahm. Aber gibt es keine Illustrationen aus der Zeit davor? Der Verlust der fürstlichen Präsenz und die Brandkatastrophe von 1676 ließen Oldenburg wieder abstürzen. Folglich zeigt der Katalog kein Bild aus der Dänenzeit; die erwähnte Schlossansicht von David ist wohl erst nach dem Regierungsantritt von Peter Friedrich Ludwig entstanden. Solche bünenhafte Präsentation wird im Laufe der Biedermeier-Zeit abgelöst von einem Realismus mit romantisch-patriotischen Zügen, etwa in Theodor Presuhn's „Grabdenkmal von Berger und von Finkh“ 1848, der mit dem Bild „Wallbrücke über die Husbäke“ das Romantische auch zugunsten engerer Naturnähe aufgeben konnte. Die Teilhabe an großen Stilbewegungen, die mit dem Realismus der Schule von Barbizon und mit dem später einsetzenden Impressionismus enge Grenzen überwand, lösten auch in Oldenburg Künstlerinnen und Künstler von heimischen Überlieferungen: Heinrich Schilkin's „Stau“ von 1873 setzt lockere Pinselführung und deutliches Spiel mit dem Licht gegen die realistische Tradition, die aber bis weit ins 20. Jahrhundert immer wieder Rathaus, Schloss, Heiligengeistort und Lappan zuweilen wohl auch gegen die Moderne zu verteidigen suchte – besonders nach der „skandalösen“ Ausstellung der „Dangaster“ Expressionisten 1907. Zu Recht verweist Dirk Meyer darauf, dass erst die Künstler des 20. Jahrhunderts sich frei fühlten, die Themen selbst zu wählen. Zuvor war der Geschmack nur weniger Kunstkonsumenten und vermittelnder Agenten für jene wichtig, die von ihrer Kunst leben mussten. Später, aber, wie malerische Beiträge zum Stadtbild in den fünfziger Jahren erkennen lassen, in einem langsamen Prozess bot die soziale Entwicklung diverse Möglichkeiten des Überlebens. Da der Katalog auf biografische Daten verzichtet, wird diese Frage jedoch ausgeklammert. In der Konzentration auf das Bild der Stadt werden nach den Kriegen Alltag in den Straßen und Feste auf den Plätzen in Bildern u.a. von Petra Jaschinski, Werner Heinze, Armin Völkers oder Jasper Precht thematisiert. Diese Bilder belegen die Freiheit des Blickes von Stilzwängen. Wie weit Medienmischungen gehen können, zeigt schließlich Jupp Münster mit seiner „Marika-Röck-Erinnerung“ am alten Wallkino, aber auch am Bild des Stautorkreisels. Das Bild von Oldenburg ist auch in künstlerischer Hinsicht spätestens seit den 70er Jahren, als die documenta das Medium salonfähig machte, um die Fotografie zu erweitern. Das Stadtmuseum hat mit mehreren Präsentationen von Fotografen selbst darauf verwiesen. Dass sich dieses Medium so wenig wie Malerei und Grafik auf reine Abbildung beschränken muss, demonstrieren jene, die mit dem Computer Fotos bearbeiten und ausdrucken wie Theréz Fóthy oder Susanne Laufer. Sie haben neue Varianten der Verfremdung konventioneller Ansichten gefunden und das Bild von der Stadt erweitert. Hat Andreas von Seggern mit seinem zitierten Gedanken Recht? Nicht die Themen, nicht die daran gebundenen Bilder, aber die verschwiegenen Biografien enthalten Gegenargumente. Der Katalog zu „Standpunkte – Das Bild der Stadt in der Kunst“ ist ein Bilderbuch über Oldenburg.

Walter Müllich: *Karl Salomon. Linientreu von West nach Ost. Vom „Roten Steuermann“ in Bremerhaven zum Staatssekretär in der DDR.* Bremerhaven: Stadtarchiv 2018, ISBN 978-3-923851-30-0, 267 S., zahlr. Abb., kart. (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bremerhaven, Bd. 24), 22,90 €.

Soldat, Revolutionär, Kapitän, Kommunist, KZ-Insasse, Opfer, Staatssekretär, Stasispitzel, Täter – das bewegte Leben des „roten Steuermanns“ Karl Salomon ist nur schwer in Schlagworte zu fassen. Walter Müllich hat sich nun der Person Salomons angenommen und in der Veröffentlichungsreihe des Stadtarchivs Bremerhaven dessen Lebensweg und Wirken vor und nach der Epochenzäsur 1945 analysiert. Die chronologisch angelegte Biographie skizziert anhand einer Vielzahl von Müllich aufgedeckter Quellen den Lebensweg Salomons von „West nach Ost“. Geboren wurde der spätere DDR-Staatssekretär 1896 in Dessau und fuhr seit 1912 zur See. Während des 1. Weltkrieges wurde Salomon eingezogen und verrichtete u.a. im Mittelmeer auf einem U-Boot seinen Kriegsdienst. In Bremerhaven erfolgte ab 1919 Salomons schrittweise Annäherung an die KPD. Bis zu seiner Inhaftierung durch die Nationalsozialisten 1933 führte Salomon eine Art Doppelleben zwischen seinem Beruf als Kapitän auf Fischdampfern und seiner kommunistischen Agitation, zwei Sphären, die zunehmend ineinander fielen. 1931 wurde er als KPD-Mitglied in Wesermünde bei Bremerhaven zum Stadtverordneten gewählt. Mit nur kurzen Unterbrechungen verbrachte Salomon bis zur Befreiung des Konzentrationslagers Sachsenhausen 1945 zehn Jahre seines Lebens in unterschiedlichen Gefängnissen, Zuchthäusern und Lagern in nationalsozialistischer Haft. Im Osten Deutschlands konnte er unter der sowjetischen Besatzungsmacht rasch beruflich Fuß fassen. Aufgrund seiner „proletarischen Abstammung“, seines jahrzehntelangen politischen Einsatzes für den Kommunismus, seiner Verfolgung durch die Nationalsozialisten und nicht zuletzt durch seine seit den 1920er Jahren herührende Bekanntschaft zu Ernst Wollweber, der ab 1953 das Staatsministerium für Sicherheit (MfS) leitete, vereinte Salomon die notwendigen biographischen Kriterien, um in der sich formierenden DDR aufzusteigen. Allerdings zeigten sich spätestens 1954 auf dem Gipfel seiner Karriere, dem Posten des Staatssekretärs und Stellvertreters des Ministers für Verkehrswesen, dass „feste Parteiverbundenheit“ und „ausgeprägtes Klassenbewusstsein“ (S. 147) seine charakterlichen Schwächen, die in einer Vielzahl von Beschwerden dokumentiert sind, und seine Überforderung auf dem politisch-administrativen Gebiet nicht mehr überdecken konnten. Mit dem Sturz seines Förderers Wollweber entfiel die mächtige Protektion für Salomon, der ebenfalls 1958 seiner Ämter enthoben wurde. Trotz dieser durch Zwang herbeigeführten Demission entfremdete sich Salomon nicht vom Regime, dem er mit großem Eifer als „Inoffizieller Mitarbeiter“ der Stasi bis zu seinem Tod 1977 diente. Kritisch zu bewerten sind in der ansonsten gut strukturierten Darstellung von Salomons Lebensweg die von Müllich eingebauten Exkurse, die teils ohne Bezug zum „roten Steuermann“ auftreten. Aus der Zeitschrift „Spiegel“ entlehnte Spekulationen über die Hintergründe des Selbstmords von Stalins Sohn (S. 88), Verbindungen der Essener Stahlwerke zu RWE-Offshore-Windparks in der Nordsee (S. 22) und Erläuterungen zu Martin Niemöller, dem Salomon nie begegnet ist (S. 75), führen doch vom gesteckten Thema der Studie weg. Vorbildlich dagegen ist in weiten Teilen die Quellenkritik Müllichs. Die von Salomon verfassten Lebensläufe und Erinnerungen entlarvt Müllich ebenso als Konstrukt wie den in der DDR gepflegten Mythos vom kommunistischen Widerstand in den Konzentrationslagern und der proletarischen Selbstbefreiung aus der nationalsozialistischen Haft (S. 101). Dagegen tappt Müllich doch leider in die „Guido-Knopp-Falle“ der Zeitzeugeninterviews. Aussagen der 1920 geborenen Tochter Erika über ihren Vater Salomon werden nicht immer ausreichend genug kritisch eingeordnet. Diese 2000 aufgenommenen Äußerungen Erikas sind zwar sehr lebendig und berührend zu lesen, doch spiegeln sie eher eine geglaubte Erinnerung der Tochter an ihren verehrten Vater. So ist ihre Behauptung, dass Salomon im Konzentrationslager die Leiden der Häftlinge aufgrund seiner medizinischen Kenntnisse als Kapitän habe lindern können, in diesem Kontext nur schwer Glauben zu schenken und zu verifizieren. Ähnliches gilt für Salomons Rolle in den revolutionären Unruhen 1918/19. Hierfür liegen nur die wichtigstuerischen Berichte aus der Feder Salomons vor, die Müllich ablehnt und mit weiteren Quellen auch nicht stützen kann. Spekulativ bleibt auch Salomons Beteiligung an den Ernst Wollweber zugeschriebenen Anschlägen auf westliche Handels- und Kriegsschiffe im Kalten Krieg. Aktenbelege können eine Mittäterschaft Salomons nicht untermauern, jedoch geht Müllich von einer Kenntnis Salomons dieser Aktivitäten seines Förderers aus (S. 118). Trotz der Breite der aufgedeckten Nachrichten über Karl Salomon bleibt vieles aus seiner Biographie doch vage und nur schemenhaft zu greifen. Müllich ist sich dieses Umstands durchaus bewusst und hofft, dass weitere Forschungen zum „roten Steuermann“, auch durch die Vielzahl der im Anhang abgetippten Quellen, folgen werden.

Bernd Müller: Herzog und Fürstbischof Friedrich August von Holstein-Gottorp. Eine biografische Studie. Eutin: Eutiner Landesbibliothek 2018, ISBN 978-3-939643-20-3, 219 S., 10 Abb., brosch. (= Eutiner Forschungen, Bd. 14), 24,- €.

Die erste ausführliche Biographie des ersten Herzogs von Oldenburg hätte natürlich auch in Oldenburg erscheinen können. Lübeck und Eutin besaßen aber für diesen Landesherrn, der im großen Territorientausch von 1773 zwei räumlich so weit auseinander liegende Landesteile wie das Fürstbistum Lübeck und die Grafschaft Oldenburg „als dankbarer Nutzer“ erhielt, einen klaren Vorrang. Somit lag eine Veröffentlichung in Eutin durchaus nahe. Ein Blick in die benutzten archivischen Quellen zeugt hingegen von einem umgekehrten Schwerpunkt, der sich aus der Residenzverlagerung unter Augusts Nachfolger Peter Friedrich Ludwig (PFL) ergeben hat (s. Müller im OJb 2018). Rund neun Zehntel der unter den Quellen im Anhang aufgelisteten Signaturen werden nicht in Eutin (dort aber z.B. ein in der Landesbibliothek erhaltenes, aber eher im Familienarchiv zu erwartendes „Journal“) oder Schleswig, sondern im Nds. Landesarchiv – Abt. Oldenburg bewahrt (hauptsächlich im Hausarchiv Holstein-Gottorp, in der Kabinettsregistratur Lübeck und im Nachlass Graf Holmer). In Oldenburg v.a. wertet der Verfasser schon seit Jahren die Bestände intensiv und ertragreich zu Fragen der Landesgeschichte im 18. und frühen 19. Jahrhundert aus. Aber auch ein so dienstvoll auf Originalquellen gestütztes historisches Lebensbild bleibt abhängig von der Bewahrung oder Nichtbewahrung schriftlicher Unterlagen und ihren Entstehungszusammenhängen. Während wir von PFL viele persönliche Zeugnisse (Korrespondenzen usw.) kennen, ist diese Facette bei August nur schwach dokumentiert geblieben. Daher will Müller sein Werk bewusst nur als „Studie“ verstanden wissen, da die Überlieferungslage eine „gründliche Biographie“ nicht erlaube. Der genannte nichtoldenburgische Schwerpunkt des Lebens Herzog Augusts wird dann auch an den Kapiteln des Buches erkennbar, da August zwar mit 39 Jahren Fürstbischof und damit Landesherr in Lübeck wurde, aber erst mit 62 Landesherr in Oldenburg. Nach den Jugend- und Bildungsjahren (S. 11-22) werden seine Lebensabschnitte chronologisch nach Aufgabenbereichen abgehandelt: Generalkriegskommissar des Herzogtums Holstein-Gottorp von 1734-1739 in Kiel (S. 23-28), Chef eines Regiments im Dienst der Generalstaaten 1740-1744 (S. 29-44), russischer Statthalter in Kiel 1745-1750 (S. 45-60), dann Fürstbischof ab 1750 (bis zu seinem Lebensende) (S. 61 ff.) und wieder russischer Statthalter 1762-1767 (S. 76-85). 1767 begann die Epoche, in der sich der „Gottorper Tausch“ von 1773 anbahnte (S. 86-106). Als Augusts besonderes Schicksal sollte sich die Regierungsuntauglichkeit seines einzigen Sohnes erweisen (S. 107-136; Lebensabend S. 137-156).

Als Generalkriegskommissar besaß August eine überraschende Vertrauensstellung bei seinem Vetter Herzog Karl Friedrich (ältere Linie), der durch die Heirat mit der Zarentochter Anna nach Russland ging und August (jüngere Linie) auch als Vormund seines Sohnes Karl Peter Ulrich (Zar Peter III.!) vorsah. Seine Diensttätigkeit – und seine Vorliebe für Militärisches – dokumentieren noch heute viele militärische Akten (z.B. über europäische Armeen) und eine große Anzahl Militärkarten im Landesarchiv in Oldenburg. Augusts Bruder Fürstbischof Adolf unterdrückte allerdings 1739 in einer kühnen Aktion das Testament des Veters Karl Friedrich – sogar mit Unterstützung des Kaisers in Wien – und erklärte sich selber zum zeitweiligen Chef des Hauses Holstein-Gottorp. Somit aus Kommissariat und Vormundschaft verdrängt, suchte sich August eine neue Aufgabe als Chef eines ehemals preußischen Regiments in den Niederlanden. Auch wenn das Kapitel zum Regiment als Ende 1744 angibt, zog sich sein Interesse an den Regimentsangelegenheiten noch bis zu seinem Tod hin. Als Bruder Adolf 1743 Thronanwärter in Schweden und August selber als Koadjutor für Lübeck gewählt wurden, liefen die Ereignisse weiter an August vorbei. 1745 verschaffte das Ende der Vormundschaft Adolfs in Stockholm (für Karl Peter Ulrich) August immerhin die Statthalterschaft im Herzogtum Holstein-Gottorp. Wie Müller zeigen kann, bedeutete diese Funktion zwar schon eine gewisse Aufwertung für Augusts Stellung, ließ ihn aber anfangs auch in Auseinandersetzungen in St. Petersburg geraten. In ihren spät verfassten Memoiren zeichnet Katharina II. kein sympathisches Bild von ihrem Onkel, zumal es diesem nicht gelang, „als ordnende Hand“ die Rivalitäten und Intrigen zwischen den Machtzentren Kiel, Stockholm und St. Petersburg in den Griff zu kriegen.

1751 zog August als Fürstbischof nach Eutin bzw. Lübeck um, nun auch selber regulärer Reichsfürst. Die Ehe mit einer Tochter des Landgrafen von Hessen-Kassel positionierte ihn 1752 gut im europäischen Hochadel. Der Vertrag wird von Müller in Anlage C angefügt; nebenbei interessant ist hier z.B. die Beschreibung des von August selber entworfenen Hochzeitszeremoniells. Auch in seiner Jagdleidenschaft – lange Jahre dokumentiert im „Journal“ – erweist sich August als spätbarocker Fürst, dessen Lebensgestaltung sich deutlich vom Selbstverständnis des vier Jahrzehnte jüngeren Neffen PFL unterschied. Auch ab 1762, als August durch den Tod von PFLs Vater wieder für Katharina II. russischer Statthalter in Kiel wurde, zeigte man sich in St. Petersburg, wo Katharina ihre „Re-

genschaft über Holstein mit Ruhm zu führen“ gedachte, regelmäßig unzufrieden mit seinen Leistungen. Müller vermutet hinter dem auffälligen Interesse Katharinas und Minister Panins schon den bald entwickelten diplomatischen Schachzug, über einen Ausgleich mit Dänemark durch den Ländertausch zu einem stabilen Allianzsystem im Norden (gegen Preußen) zu gelangen. Der „Provisorische Vertrag“ von 1767 zwischen Russland und Dänemark wurde so auch mehr oder weniger über den Kopf von August geschlossen, aber immerhin zum Nutzen seiner jüngeren Linie. Die finanziellen Ausgleichsregelungen (Güter, Fideikommiss usw.), die den Ländertausch begleiteten, stellt Müller anhand des Inhalts der offenen und geheimen Vereinbarungen dar.

Unter der Überschrift „Der Erbprinz: Sorge um die Dynastie“ behandelt Müller zunächst weiter die Herrschaftsübernahme (mit Haushaltszahlen, Kassenwesen usw.) und die bekanntermaßen einflussreiche Verwaltungstätigkeit Graf Holmers ab 1774. Schon sehr bald aber wurde im Hintergrund die Erbfrage virulent, in der die russische Diplomatie sehr aktiv agierte. Die das Haus Hessen-Darmstadt brüskierende Verweigerung einer Eheschließung durch Erbprinz Wilhelm kostete den Vater 100.000 Gulden. Verzweifelt bemühte sich August – auch im Auftrag Katharinas –, Wilhelm von seinem religiösen „Fanatismus“ (Konversion zum Katholizismus usw.) abzubringen, denn dies hätte auch gravierende außenpolitische Folgen nach sich gezogen. Die Beweggründe Wilhelms für sein dynastisch und politisch inadäquates Verhalten kann Müller an verschiedenen im Hausarchiv bewahrten Äußerungen Wilhelms belegen. Dessen individuelle Schwächen (Melancholie, Entscheidungsschwäche usw.) beschreibt Müller zunächst vorsichtig als „instabile Gemütslage“. August jedenfalls musste handeln und am 4. April 1777 per Testament (Anlage D, S. 178-194) Wilhelms Nachfolge ausschließen. Damit wurde Wilhelms Geschichte – in sich fast überschlagender Weise – auch die PFLs, der sich mit völlig neuen Aussichten konfrontiert sah und schon 1777 als Administrator nach dem Tod Augusts ausersehen wurde. Reichsrechtlich war ja, wie auch Müller betont, die Nachfolgeregelung in Lübeck wesentlich wichtiger als die in der Grafschaft Oldenburg. So blieb Oldenburg unter August auch nur „Sommerresidenz“ für 2 Monate alle 2 Jahre... Müller hat außerdem zahlreiche Anzeichen dafür gefunden, dass in Augusts letzten Jahren das Verhalten von Wilhelms Mutter, die ihren Sohn blind verteidigte, gegenüber ihrem Ehemann und gegenüber PFL erheblich konfliktreicher war, als man es früher dachte. Deutlich wird auch die schwierige Position PFLs angesichts der seltsamen Verhältnisse in Eutin und Plön, ehe August am 6.7.1785 in Oldenburg unerwartet verschied und PFL die Aufgaben eines Landesadministrators übernehmen konnte. Die besondere Rolle Holmers – und auch sein besonderer Charakter (PFL: „der nicht weniger sich dünkt als Vergennes und Pitt“) – kommen immer wieder zur Sprache, ausführlicher demnächst in einer weiteren Veröffentlichung des Autors.

Obwohl ihm als Individuum und als Regent nur sehr mittelmäßige Qualitäten zu eigen waren – „Die Natur hatte die Gaben des Herzens und des Verstandes an ihn nicht verschwendet“, äußerte Graf Stolberg –, wuchs August doch durch die dynastischen und diplomatischen Schachzüge seiner Verwandten unerwartet eine historische Rolle zu. Sie wurde für die oldenburgische Geschichte von einiger Bedeutung, geriet aber in der historischen Wahrnehmung in den Schatten der Persönlichkeit und der Leistungen seines Nachfolgers PFL. Als ausgewiesener Experte vor allem für die Zeit PFLs hat Müller nun August diesem Schatten – so gut es überlieferungsmäßig ging – entrissen und ein verdienstvolles und lesenswertes Lebensbild des ersten Herzogs vorgelegt.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Klaus-Peter Müller: *Ganz kleine Geschichte der Landesbibliothek Oldenburg*. Oldenburg: Isensee 2018, ISBN 978-3-7308-1460-4, 24 S., kart. (= Schriftenreihe der Landesbibliothek Oldenburg, Bd. 67), 4,- €.

Die Landesbibliothek Oldenburg feierte 2017 ihr 225. Jubiläum. Schon damals war der Verfasser neben Gabriele Crusius Mitherausgeber einer umfänglichen Festschrift. Was sich seit 1792, dem Gründungsjahr der Herzoglich-Oldenburgischen Bibliothek, bis in die Gegenwart alles verändert hat, kann man dort genauestens nachlesen. Doch erreicht in Zeiten des Internets und der elektronischen Lese-, Bildungs- und Recherchemöglichkeiten eine Festschrift dieser Art und mit einigen Dutzend Diagrammen noch jeden interessierten Leser? Und dann ist da auch noch der primär räumlich auf Stadt und Land Oldenburg beschränkte Interessenkreis, vielleicht könnte man noch die angrenzenden Regionen Bremen, Ostfriesland und Osnabrück hinzuzählen. Schon die vor der Jahrtausendwende erschienene zweibändige Stadtgeschichte Oldenburgs hat bald eine volkstümlich komprimierte Ausgabe sinnvoll und notwendig erscheinen lassen. Und dieser Wandel der Moderne ist

dem Verfasser keineswegs fremd, erarbeitete er doch mit Fleiß alljährlich die Oldenburgische Bibliographie, die stets im Oldenburger Jahrbuch erschien. Doch auch sie unterlag dann dem digitalen Wandel und fand in die von Müller selbst befüllten digitalen Sammlungen Eingang, die fortan kontinuierlich weiter wachsen werden. So ist die gedruckte Kurzfassung der Geschichte der Landesbibliothek auf 24 Seiten für den Buchliebhaber aus dem Nordwesten Niedersachsens eine positive Überraschung. Gerne greift er zu dem bescheiden werbenden Titel der „Ganz kleinen Geschichte der Landesbibliothek Oldenburg“ anstatt zu den „dickleibigen Büchern“, wie Müller schreibt. Der Verfasser geht auf die verschiedensten und oft wechselnden Standorte der einst herzoglichen Bibliothek ein, beschreibt dazu auch die Umstände sowie Veränderungen der Wahrnehmung der Bibliothek in der Öffentlichkeit und behandelt die frühen Lesegesellschaften wie auch Ankäufe von Privatbibliotheken. Dabei spielen der Etat und die Erwerbung von Büchern, auch die nicht in Verlagen erscheinenden Schriften eine große Rolle. Natürlich hat dabei das Oldenburger Land in seinen historischen Facetten einen zentralen Platz. Die Zerstörung des Bibliotheksgebäudes im Zweiten Weltkrieg durch eine Luftmine und der Wiederaufbau sowie die Entwicklung von 1945 bis zur Gegenwart spielen eine wichtige Rolle, wie einige Bilder dabei veranschaulichen. Dabei darf nicht übersehen werden, dass die heutige Landesbibliothek eine oldenburgische Institution ist und sich als „heimatgebundene Einrichtung“ versteht, die durch die niedersächsische Verfassung in ihrem Bestand geschützt ist. So kam eine Zusammenlegung der Landesbibliothek mit der Universitätsbibliothek Mitte der 1970er Jahre nicht in Frage. Und dennoch arbeiten beide Bibliotheken sehr eng zusammen, wobei auch die Zahl der Studierenden, die die Landesbibliothek nutzen, stetig wächst. Die Möglichkeiten durch das Internet, die Nutzung neuer Medien und Vernetzung bibliographischer Katalogisierung haben die Ausleihen und Nutzungen im Lesesaal und anderen Funktionsräumen erheblich gesteigert. Dementsprechend mussten auch Baulichkeiten im Innern der Landesbibliothek an ihrem heutigen Standort, der ehemaligen Polizeikaserne am Pferdemarkt, sich ändern bzw. angepasst werden. So entstanden erst in den letzten Jahren neben dem umgebauten Katalograum auch ein Lesesaal als Lern- und Informationszentrum und es geschah die Umstellung aller Verwaltungsvorgänge auf EDV-Basis. Mittelfristig ist ein Magazinerverweiterungsbau notwendig, erste Vorarbeiten laufen bereits. Dazu erfolgte der Aufbau eines nordwestdeutschen Digitalisierungszentrums, das sich der Digitalisierung von Zeitungen und wichtigen regionalen Periodika angenommen hat. Die Nutzungszahlen, die 2016 schon 320.000 Medieneinheiten überschritten hatten, werden weiter steigen, dementsprechend wird auch das Angebot an Büchern und sonstigen Medien, z. B. E-Books, die bereits deutlich über 900.000 Medieneinheiten umfassen, weiter wachsen. Stand für Herzog Peter Friedrich Ludwig als Begründer der herzoglichen Bibliothek 1792 schon fest, dass seine Bibliothek als öffentliche Büchersammlung dem Publikum zur wissenschaftlichen und beruflichen wie auch allgemeinen Bildung beitragen sollte, so würde er wohl heute ganz gewiss seine Freude daran finden. Und der Leser wird bei der Lektüre der ‚ganz kleinen Bibliotheksgeschichte‘ im lockeren Vortragsstil des Verfassers das Heft nicht aus der Hand legen.

Oldenburg

Matthias Nistal

Gerlinde Pehlken: *Bernhards Briefe. Schuljahre im deutschen Tsingtau*. Oldenburg: Isensee 2018, ISBN 978-3-7308-1494-9, 235 S., Abb., kart., 12,90 €.

„Rote Dächer am Gelben Meer“, deutsch wirkende Ziegelbauten im fernen China, sie existieren. Das Gebiet um Tsingtau (Qingdao) weist etliche ältere Gebäude auf, die einen typisch deutschen wilhelminischen Baustil repräsentieren. Wie kam es dazu? Heute fast unbekannt ist, dass Tsingtau einst eine der deutschen Kolonien bzw. genauer gesagt ein Schutzgebiet war. Das Gebiet wurde 1898 auf 99 Jahre vom Deutschen Reich gepachtet, aber schon 1914 von den Japanern eingenommen, von denen es erst 1922 wieder an China zurückgelangte. In der nur 16 Jahre währenden Phase deutschen Einflusses ist der historische Roman von Gerlinde Pehlken angesiedelt. Er beschreibt die Schuljahre eines Oldenburgers in Tsingtau, der Stadt, die in wenigen Jahren vom deutschen Kaiserreich planmäßig ausgebaut wurde. Bernhard Ruhstrat (1895-1916), die Hauptfigur, hat wirklich gelebt. Der Roman beschreibt seine Erlebnisse auf dem 1907 gegründeten deutschen Realgymnasium, auf das viele Deutsche (und auch andere) ihre Kinder schickten, die damals in China lebten und arbeiteten. Die Schule war mit einem Internat (Alumnat) verbunden, in dem die Kinder wohnten, deren Familien in fern gelegenen chinesischen Städten lebten, in denen es keine geeigneten Ausländerschulen gab. Bernhards Eltern lebten bereits seit mehreren Jahrzehnten in China und hatten insgesamt fünf

lebende Kinder (der älteste Sohn war im Kindesalter verstorben), der Vater war Beamter beim Chinesischen Seezoll, mittlerweile in Jiujiang am Yangtse. Der 12 Jahre alte Bernhard bewältigt die Reisen zwischen seiner Heimatstadt Jiujiang und seinem Schulort alleine und in großer Selbständigkeit – immerhin über 1000 km auf Dampfern, die durchaus den Gefahren der Flusspiraterie ausgesetzt waren! Mehr als zwei Jahre, von Januar 1908 bis Juni 1910, geht das so. Bernhard kehrt in dieser Zeit nur in den Sommerferien und zu Weihnachten zur Familie zurück. Die Autorin, das ist das Besondere, hat zwar einerseits einen Roman geschrieben, sie greift andererseits aber auf die wirklichen Briefe zurück, die zwischen Bernhard und seiner Familie in diesen zwei Jahren hin- und hergegangen sind. Die Originalbriefe (und Zeichnungen) liegen im Niedersächsischen Landesarchiv in Oldenburg. Pehlken lässt die Briefe ausführlich sprechen, nur die verbindenden Passagen zwischen den Originalzitatzen sind also einführend romanhaft ausgestaltet.

Der begabte Bernhard entwickelt sich im Laufe der Zeit zum Musterschüler und Klassenprimus, er ist sehr interessiert an den Naturwissenschaften und hegt zeitweise den Berufswunsch Journalist. Er ist ein großer Briefmarkensammler und ein talentierter Zeichner, vielleicht ein Erbe seines Ururgroßvaters, des Malers Tischbein. Jedoch ist längst nicht alles so positiv und ungetrübt: Bernhard leidet unter Heimweh und diversen Erkrankungen und anderen körperlichen Gebrechen, versteht sich nicht gut mit dem Alumnatsleiter Küntzel und dessen Ehefrau. Besonders diese kann den guten Schüler mit seiner gewinnenden Persönlichkeit, mit deren Hilfe er schnell zahlreiche Kontakte zu führenden Familien der kleinen Stadt aufbaut und in viele Haushalte als gern gesehener Gast eingeladen wird, nicht leiden; und diese Abneigung ist bald wechselseitig. Es kommt immer wieder zu Ärger mit dem Ehepaar Küntzel, wobei Bernhard sich ungerecht behandelt fühlt. Melancholische Verstimmungen und Unzufriedenheit sind die Folge davon. Bernhard muss das in Tsingtau im Vergleich zu Jiujiang rauere Klima aushalten und den Verlust seines besten Freundes, dessen Familie nach Deutschland zurückkehrt, bewältigen. Zum Sehnsuchtsort entwickelt sich dafür das Ferienhaus der Ruhstrats in den Bergen von Lushan, wo sich ein ungetrübt Ferienparadies etabliert. Überlegungen, die Situation in Tsingtau zu verbessern, indem Bernhard auf ein Gymnasium in Deutschland (Oldenburg oder Leer) wechselt oder die ganze Familie Ruhstrat nach Tsingtau umsiedelt, zerbrechen sich zunächst.

Was das Büchlein über diese Schilderungen hinaus so interessant und wertvoll macht, ist die Beschreibung des alltäglichen Lebens in einer deutschen Kolonie zur Zeit von Kolonialismus und Imperialismus. Während sich im Hintergrund immer wieder einmal die imperialistische Machtpolitik gegenüber dem damals schwachen China andeutet, vollziehen sich umfangreiche kulturelle und bauliche Aktivitäten in einer als „Musterkolonie Kaiser Wilhelms“ gedachten, im Aufbau befindlichen ganz deutsch-europäisch wirkenden Stadt, aus der die Einheimischen nahezu ausgeschlossen sind. Denn die Chinesen wohnten in abgesonderten Vierteln und durften das Stadtzentrum, außer zu Dienstleistungen, nicht betreten. Chinesen werden als rückständig, unsauber und unterwürfig-verschlagen gezeichnet und nehmen lediglich die Rollen als die Europäer bedienende „Boys“ und „Kulis“ ein. Chinesen sind verpflichtet, gegenüber Europäern die Anrede „Mister“ zu verwenden: dies gilt selbst gegenüber einem 12-jährigen Jungen wie Ruhstrat. Im Hause Ruhstrat hat man – ganz kolonialistisch-großbürgerlich – eine Hauslehrerin, einheimische Bedienstete, lässt sich von Palmfächern umwedeln und in Rikschas und Sänften umhertragen. Dabei ist die kolonialistisch-imperialistische Haltung nicht immer nur zum Nachteil der Chinesen, führen doch „deutsche Gründlichkeit und Reinlichkeit“ auch zum Abbruch heruntergekommener Behausungen und dem Neubau soliderer, sauberer neuer Dörfer für die Chinesen im ganzen deutschen Pachtgebiet. Übrigens erfährt man ein passantes, dass sich schon im frühen 20. Jahrhundert immer mehr deutsche Firmen in China und am Yangtse ansiedelten, die sich Zukunftschancen auf dem großen chinesischen Markt erhofften – man lernt, dass dies also nicht eine Novität des frühen 21. Jahrhunderts darstellt!

Das Buch endet mit dem Austritt Bernhard Ruhstrats aus der Schule in Tsingtau unmittelbar nach seiner Konfirmation. Danach besuchte er das Gymnasium in Leer bis zum Abitur, studierte anschließend einige Semester, doch schon 1916 kam er als Soldat im Ersten Weltkrieg an der Somme ums Leben. Pehlken sehr unterhaltsamer Roman behandelt, zusammengefasst, die „ungewöhnliche Biographie eines Jungen aus dem Großherzogtum Oldenburg in einem außergewöhnlichen Abschnitt deutscher Geschichte“ (S. 234), nämlich dem kurzen Zeitabschnitt, in dem auch Deutschland eine Kolonialmacht war.

Die nicht sehr zahlreiche Bebilderung veranschaulicht Personen, Orte und Gegebenheiten und ist gut im Text platziert (einige weitere Abbildungen sind zu finden auf der Internetseite <http://china-oldenburg.de>). Manche Rechtschreibfehler und Wortdoppelungen hätte ein gründlicheres Lektorat noch beseitigen können. Ein knappes Glossar mit einer Liste der vorkommenden Ortsnamen in verschiedenen Schreibweisen und einem Sachverzeichnis mit Erklärungen unverständlicher Begriffe

rundet das Buch ab. Vermutlich angeregt durch die Arbeit an diesem Buch konzipierte Gerlinde Pehlken eine Ausstellung „Rote Dächer am Gelben Meer. Oldenburger in Tsingtau während der Kolonialzeit“, die in den Monaten September bis November 2019 in der Landesbibliothek Oldenburg zu sehen war. In ihr zeigte sich, dass Bernhard Ruhstrat, der hier natürlich auch thematisiert wird, nicht der einzige Oldenburger war, der in diesen wenigen Jahren Tsingtauer Leben miterlebte oder mitprägte.

Oldenburg

Sven Mahmens

Dietmar J. Ponert / Rolf Schäfer: *Ludwig Münstermann: Der Meister – die Werkstatt – die Nachfolger. Bildhauerkunst des Manierismus im Dienste lutherischer Glaubenslehre in Kirchen der Grafschaft Oldenburg*. Textband und Tafelband. Regensburg: Schnell & Steiner / Oldenburg: Isensee 2016, ISBN 978-3-7954-3166-2, 672 und 304 S., 517 farb. und 327 s/w-Abb., geb., 99,- €.

Mit ihrer zweibändigen Monographie über Ludwig Münstermann haben Dietmar J. Ponert und Rolf Schäfer ein monumentales Werk abgeliefert. Das gilt in doppelter Hinsicht: sowohl in Bezug auf den Inhalt als auch auf die äußere Form. Der Text- und der Tafelband bringen gemeinsam ca. 4,8 kg auf die Waage. Das ist ein gewichtiges Werk. Aber Münstermann war auch ein gewichtiger Künstler, dessen Schaffen mit der oben genannten Veröffentlichung eine ihm angemessene Würdigung erfährt. Vermittels ihrer akribischen Arbeit rücken die beiden Autoren einen der bedeutendsten und sicherlich auch eigenwilligsten Bildhauer des sogenannten nord- und mitteldeutschen Manierismus mit seinen außerordentlichen Ausstattungsstücken, die die Kirchen der Grafschaft Oldenburg zieren, in den Fokus des Interesses. Vervollständigt wird die Arbeit von Ponert und Schäfer durch die Fotografien von Tobias Trapp. Der Bildband zeichnet sich durch qualitativ hochwertige Aufnahmen aus. Die Komplettansichten und vor allen Dingen die zahlreichen Detailaufnahmen lassen den Betrachter in das Werk Münstermanns eintauchen und geben einen Eindruck von der Lebendigkeit und der Ausdrucksstärke der Figuren des Künstlers. Bild- und Textteil stehen in Kongruenz miteinander. Die Expressivität im Ausdruckswillen des Künstlers spiegelt sich in den Aufnahmen wider. Ludwig Münstermann unterwirft seine Figuren „seinem unbedingt fordernden Willen nach Expressivität, durchaus im Sinne des kunstästhetischen Begriffes eines Expressionismus. Vor allem in den zerklüfteten und verkläubelten Physiognomien seiner Gestalten erkennt man, daß sehr wohl die Grenze zur Häßlichkeit überschritten werden kann und diese in Kauf genommen wird, um eine elementar gesteigerte und emotional aufwühlende Wirkung im Betrachter durch den skulpturalen Ausdruck zu erzielen“ (Bd. 1, S. 57). Dem Fotografen gelingt es, durch seine Aufnahmen etwas von dieser besonderen Ausdruckskraft der Figuren Münstermanns zu transportieren.

Der Textteil ist in einen kunsthistorischen und einen theologiegeschichtlichen Abschnitt aufgliedert. Für den kunsthistorischen Teil zeichnet Dietmar J. Ponert verantwortlich, für den theologiegeschichtlichen Rolf Schäfer. Ponert beleuchtet Leben und Werk des Künstlers und beantwortet die Frage danach, wer eigentlich die Auftraggeber solcher ingenüösen Ausstattungsstücke von Kirchen waren. Des Weiteren ordnet er Münstermanns Schaffen in den zeit- und kunsthistorischen Kontext ein und fragt nach Vorbildern und Vorlagen. Neben der Einordnung in diesen größeren Gesamtzusammenhang gelingt es Ponert gleichzeitig, die Einzigartigkeit im Werk Münstermanns zu kennzeichnen und herauszuarbeiten. Dabei führt er die Expressivität im Schaffenswillen des Künstlers sowie die Expressivität im Ausdruck seiner Figuren, ihre Lebendigkeit, die Filigranität und den Detailreichtum in seinem Werk dem Betrachter vor Augen. Genial sind Münstermanns tiefenperspektivische Kompositionen: „Der Bildhauer überführt die Zweidimensionalität seiner Vorbilder, der visionierten Architekturgemälde des Hans Vredemann de Vries, in die dritte Dimension; er konstruiert und baut die als gemalte Phantasien und mit lediglich gemaltem Licht in luftige Tiefenperspektiven geführten Schauplätze in der realen Wirklichkeit aus Architektur- und Ornamentelementen in gefaßtem Holz, um das Zentrum des Heilsgeschehens im Abendmahl als Mittelpunkt des Altars dem Gläubigen in faßbare Nähe zu versetzen und es zugleich als von überirdischem Licht durchflutetes *Theatrum sacrum* wieder zu entrücken. Diese beispiellos mit virtuosen und vielfältigen Motiveinfällen ungewohnt bereicherten und in die weite perspektivische Tiefe geführten Mittelstücke der Altaraufbauten müssen auf Zeitgenossen einen überwältigenden Eindruck gemacht und zu einer Anhäufung der Aufträge geführt haben“ (Bd. 1, S. 60). Diese bühnenartigen Altäre haben nichts von ihrer Faszination verloren – eine Faszination, die in beiden Textabschnitten ihren Ausdruck findet.

Neben der Einordnung in den zeit- und kunsthistorischen Kontext ist es den Autoren darum zu tun, das Werk Münstermanns als Zeugnis protestantischer Glaubenslehre evangelisch-lutherischer Provenienz zu erschließen und es damit in einen frömmigkeitsgeschichtlichen und theologischen Gesamtzusammenhang zu stellen. Dieser konfessionellen Erschließung des Werkes Münstermanns widmet sich in profunder Weise Rolf Schäfer. Mit der Veränderung der Frömmigkeit, die die Reformation mit sich brachte (vgl. Bd. 1, S. 70: „Die Reformation brachte [...], ohne es direkt zu wollen, eine neue Form christlicher Frömmigkeit hervor, die nicht mehr an Luthers Gewissenskämpfe um einen gerechten Gott anknüpfte, sondern wie selbstverständlich von der vergebenden Liebe Gottes ausging. Träger dieser Frömmigkeit war innerhalb des Protestantismus die theologische Aufklärung“), verschwand das Verständnis für die Bildinhalte Münstermanns, mithin für die Glaubenslehre, die durch seine Kunstwerke vermittelt werden sollte. Mit dieser Arbeit wird ein wichtiger Beitrag dazu geleistet, das Werk des Künstlers theologisch einzuordnen, seine theologiegeschichtliche Relevanz herauszuarbeiten und gleichzeitig das Verständnis für das, was verlorengegangen war, wieder zu schulen, nämlich die Bildinhalte. Zu diesem Behuf nimmt Schäfer fachkundig und sachverständig u.a. die Veränderung der Bedeutung der Prinzipalstücke (Kanzel, Altar und Taufstein) als sichtbare Merkmale der Kirche in der Folge der Reformation in den Blick, führt in die evangelisch-lutherische Sakramentslehre ein und erläutert die unterschiedlichen, besonders durch Lucas Cranach d. Ä. geprägten Topoi der Gesetz- und Gnade-Bilder – eine weitere Bezeichnung ist Gesetz- und Evangelium-Bilder –, um dann zu explizieren und zu exemplifizieren, wie diese der Reformation geschuldeten Veränderungen der Glaubenslehre im Werk Münstermanns ihren Ausdruck finden. Mithin zeigt er, dass das Werk des Bildhauers Münstermann konfessionell geprägt ist.

Der umfangreiche Katalogteil zeichnet sich allein schon durch seine Vollständigkeit aus. Er enthält alle erhaltenen und nachzuweisenden Werke Münstermanns, seiner Mitarbeiter und seiner Nachfolger. Jedes Ausstattungsstück wird aufs Genaueste beschrieben und kommentiert. Ergänzt und vervollständigt wird der Textteil durch den Tafelband, in dem der jetzige Zustand jedes einzelnen Kunstobjektes dokumentiert wird. Katalogteil und Tafelband bieten ein stimmiges Gesamtbild. Der Qualität und der Genauigkeit der Fotografien, die eigens für diese Monographie angefertigt worden sind, entspricht die Exaktheit und die Akribie der Beschreibungen der bildhauerischen Werke Münstermanns. Dabei folgt der Katalogteil einem klar strukturierten Aufbau. Die Objektbeschreibungen fordern einen durchaus in Architektur- und Kunstbeschreibungen geschulten Leser. Diese Tatsache ist sicherlich dem Genus dieser zweibändigen Monographie geschuldet, die, wie bereits erwähnt, ein vollständiges Verzeichnis der Werke Münstermanns bieten soll und sowohl im Katalogteil als auch im Tafelband dokumentierenden Charakter trägt. Daraus resultiert notwendig die genaue Beschreibung der bildhauerischen Werke. Ein weiterer Korrekturdurchgang durch den Katalogteil hätte sicherlich zur Verhinderung des einen oder anderen Rechtschreibfehlers beigetragen. Dieser Umstand schmälert den überaus guten Gesamteindruck aber keinesfalls. Insgesamt bietet die zweibändige Monographie über Ludwig Münstermann einen umfangreichen und umfänglichen Einblick in das Werk des Bildhauers. Mit ihren Fach- und Sachkenntnissen, ihrem Detailreichtum und ihrer Akribie haben Dietmar J. Ponert und Rolf Schäfer eine beeindruckende Arbeit abgeliefert. Die Faszination, die die Autoren für die Objekte Münstermanns und für den Künstler selbst hegen, spiegelt sich in den zwei Bänden wider.

Anfang des 20. Jahrhunderts wiederentdeckt „durch die Kunstwissenschaft in der Epoche des Expressionismus“ (Bd. 1, S. 57), liegt nun ein Werkkatalog vor, der die Ingeniosität und die Expressivität Münstermanns einem breiteren Publikum vor Augen stellen kann. Sich der Ausdruckskraft der Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Epitaphien etc. des Bildhauers entziehen zu wollen, fiel schwer. Viel mehr lädt die Monographie dazu ein, sich auf einen einzigartigen und eigenwilligen Künstler und sein bildhauerisches Werk einzulassen und sich davon einnehmen zu lassen. Dietmar J. Ponert und Rolf Schäfer sowie der Fotograf Tobias Trapp leisten mit ihrer Arbeit einen wichtigen Beitrag nicht nur theologisch zur konfessionellen Ikonographie, sondern auch kunsthistorisch zur Manierismusforschung. Des Weiteren stellen sie die Einzigartigkeit und die Besonderheiten im Kunstschaffen Münstermanns heraus, das in seiner Bedeutung weit über die Grafschaft Oldenburg hinausreicht.

Arnd Reitemeier: *Reformation in Norddeutschland. Gottvertrauen zwischen Fürstentum und Teufelsfurcht*. Göttingen: Wallstein 2017, ISBN 978-3-8353-1968-4, 438 S., 5 Abb., geb., 59,90 €.

Zum 500. Reformationsjubiläum hat Arnd Reitemeier, Professor für niedersächsische Landesgeschichte in Göttingen, einen Überblick über das Reformationsjahrhundert in Norddeutschland gegeben. Thematisiert hat er den Wandel in der Kirche, in der Kirchenpolitik, im Bereich der weltlichen Herrschaft und in der allgemeinen Gesellschaft. Räumlich umfasst die Untersuchung den welfischen Herrschaftsbereich, die Region zwischen Weser und Elbe, vor allem die niedersächsischen Städte Braunschweig und Lüneburg sowie die Hansestädte Hamburg und Lübeck, gestreift werden auch die Reformationsereignisse in Bremen und im Stift Verden, punktuell erwähnt werden die Grafschaften Oldenburg und Ostfriesland, das Stift Osnabrück und Rostock. Damit ist nun zwar ein großer Teil Norddeutschlands abgedeckt, wobei aber Niedersachsens Nordwesten, Mecklenburg wie auch Schleswig-Holstein nur am Rande Erwähnung finden, obwohl sie sicherlich auch zu Norddeutschland gehören. Dies mag verschiedene Gründe haben – eventuell die Quellen- und Literatursituation –, die welfischen Lande stehen jedenfalls zusammen mit den Hansestädten auffällig im Mittelpunkt. Das Verzeichnis der ungedruckten wie auch gedruckten Quellen und der Literatur weisen ebenfalls in diese Richtung.

Die Darstellung des Verfassers lässt die unterschiedlichen Phasen des Reformationsprozesses erkennen. In einer ersten Phase ist die Verbreitung der lutherischen Lehre durch die Druckschriften bei den Gelehrten und der Bildungselite bis ca. 1523 erkennbar, auch wenn in Bremen schon 1522 durch Heinrich von Zütphen im Sinne Luthers gepredigt wurde. Die Stadtmagistrate führten in einer zweiten Phase faktisch die Reformation ein und erließen Kirchenordnungen, wobei die braunschweigische von Johann Bugenhagen eine Vorbildrolle übernahm. Die welfischen Territorialstaaten folgten dann zwischen 1527 und 1568. Erst in einer vierten Phase bildeten sich im engeren Sinne Konfessionen heraus. Die fünfte und für Reitemeier zugleich auch letzte Phase wird durch das Konzil von Trient (1545-1563) markiert, die eine römisch-katholische Konfessionalisierung als Gegengewicht zu den Forderungen der Reformation und diese tragenden kirchlichen wie auch weltlichen Kräften deutlich erkennen lässt. Reitemeier macht dabei deutlich, dass die durch die Reformation bedingten Veränderungsprozesse nicht gleichzeitig verliefen wie zum Teil in anderen politischen Herrschaftsbereichen (Deutscher Orden, Kursachsen, Landgrafschaft Hessen u.a.). Er arbeitet heraus, wie die Landesherrn mit Hilfe der reformatorischen Bewegung ihre Territorien administrativ durchdringen konnten. Dazu wurden die Kirchenordnungen und die damit einhergehenden kirchlichen Hierarchien instrumentalisiert. Durch die Reformation wurde der Adel zum Verlierer gegenüber den Landesherrn, weil die Klöster, bis auf wenige Ausnahmen an Frauenklöstern, der Landesherrschaft zufielen. Und der Verfasser schreibt den Städten, allen voran Braunschweig, Hamburg, Lübeck und Lüneburg, eine Vorreiterrolle bei der Einführung der Reformation und der Kirchenordnungen zu. Interessant sind in diesem Zusammenhang auch seine Ausführungen über die verschiedenen Generationen lutherischer Geistlicher, die als ehemalige Mönche sich der Reformation verschrieben, die studierten und schließlich als Pfarrstelleninhaber ihre akademischen Netzwerke nutzten und weiter ausbauten. Dazu wird auch das Frauenbild der Pastorenehefrau bzw. Pastorenwitwe deutlich skizziert; eingebunden in die Vorbildfunktion bestand aber auch später die Möglichkeit zu einer Klage vor den Konsistorien, die in der Spätphase der Reformation geschaffen wurden und die Alphabetisierung vorantrieben sowie Schulpflichten einforderten. Reitemeier zeigt in allen gesellschaftlichen Bereichen auch die Veränderungen und Umbrüche des 16. Jahrhunderts auf, die durch ökonomische und klimatische Veränderungen, durch Ängste vor Krieg, Krankheiten, Katastrophen und der durch allerlei Flugschriften beschworenen Apokalypse, vor sozialer Verelendung angesichts neuer Normvorstellungen, vor Ausgrenzung durch verschärfte kirchliche Aufsicht, vor dem Teufel u.a. bedingt werden. Und doch stellt er sachlich richtig fest, dass Stabilitäten und Kontinuitäten auch in Norddeutschland das Gesamtbild bestimmen haben.

Bei der Vielschichtigkeit der Darstellungen großer Linien und kleiner Besonderheiten in 15 Kapiteln ist es für den Leser wohlthuend, jeweils ein sorgfältiges Fazit am Kapitelende zu finden. Und er findet nach dem Quellen- und Literaturverzeichnis auch noch eine chronologische Zusammenstellung wichtiger Ereignisse und Daten sowie für jedes Kapitel in unaufdringlicher Weise Quellen- und Literaturangaben. Diese Form einer zusammenfassenden und dennoch thematisch vielschichtigen Darstellung des Reformationsjahrhunderts war – trotz einer gewissen Wellenlastigkeit – ein Desiderat norddeutscher Historiographie, das nun, 500 Jahre nach Luther, erfreulich jene Umbruchzeit in Norddeutschland begreiflich macht.

Michael Schimek (Hg.): *Mittendrin. Das Museum in der Gesellschaft. Festschrift für Uwe Meiners*. Cloppenburg: Museumsdorf 2018, ISBN 978-3-938061-40-4, 352 S., Abb., geb. (= Schriften und Kataloge des Museumsdorfs Cloppenburg, Heft 35), 29,80 €.

Es hätte für eine Festschrift, die Uwe Meiners zu seiner Pensionierung gewidmet ist, wohl kaum einen treffenderen Titel geben können: *mittendrin*. Als Direktor des Museumsdorfs Cloppenburg hat Meiners, mehr als 20 Jahre lang, erfolgreich und nachhaltig kulturelle Netzwerke geknüpft, als deren Zentrum – mittendrin – das Niedersächsische Freilichtmuseum Bestand hatte und hat. Die veritable Festschrift mit 44 durchweg lesenswerten sowie reichhaltig und informativ bebilderten Beiträgen vermittelt das Bild (mitsamt dem außerordentlich breiten Umfeld) eines Museums, das in Bewegung ist, viele innovative Ideen umsetzt, zu keinem gesellschaftlichen Bereich Berührungspunkte verspürt und deshalb in jeder Hinsicht, und das heißt auch: in Raum und Zeit, fest verankert ist. In der Nachfolge von Heinrich und Helmut Ottenjann hat Uwe Meiners im Rahmen einer eigenen „Ära“ mit zahlreichen klugen Entscheidungen und nimmermüder „Netzwerkarbeit“ diesen Status erreicht. Als dessen Spiegel darf seine Festschrift gelten, die mit den Worten des Herausgebers Michael Schimek zwar als „bunter Blumenstrauß“ daher kommt, aber doch in einer klaren Gliederung den Museumsleiter und sein Museum in gleich sechs thematischen Richtungen verortet: Uwe Meiners als Persönlichkeit, Freilichtmuseen als spezifische „heimatbezogene“ und zugleich wissenschaftliche Gattung, Rezeption und Partizipation durch die Museumsbesucher, museologische Forschung am Beispiel von Einzelthemen, dokumentarischer Umgang mit den „Dingen“ sowie das Ausstellen und Vermitteln als allgemein „sichtbare“ Tätigkeiten. In allen sechs Abschnitten wird zudem deutlich, wie vielfältig nicht nur in thematisch-konzeptioneller Richtung, sondern auch räumlich die Cloppenburg Kulturinstitution in größere Zusammenhänge eingebettet ist: über das Oldenburger Münsterland, das Oldenburger Land, den Weser-Ems-Raum und Niedersachsen hinaus bis hinein in die Diskurse der deutschsprachigen Volkskunde und europäischen Ethnologie. Einige Eckpunkte des Meiners'schen Netzwerkes, die in Gestalt von Aufsätzen die Festschrift füllen, seien hier nur stichwortartig benannt: Monumentendienst und Denkmalschutz, Musealog als Ausbildungsweg, akademische Lehre, Verbandsarbeit auf vielen Ebenen und ein schier unbegrenztes inhaltliches Interesse an aller Kultur, die sich dinglich fassen, quellenbezogen erforschen und museologisch präsentieren oder auch inszenieren lässt. Wenn die Festschrift für Uwe Meiners in ihrer Gesamtheit eines zu zeigen in der Lage ist, dann handelt es sich um den Beweis, dass ein Museum seine Bestände zwar zu erhalten hat, seine Methodik und seine konzeptionellen Arbeitsweisen jedoch, dem jeweiligen Stand von Wissenschaft, Politik, Gesellschaft und Öffentlichkeit gemäß, verändern, anpassen, erneuern und verbessern kann, ohne seine Identität als grundsätzlich kulturhaltende Institution aufgeben zu müssen. Insofern darf der mit diesem opulenten Sammelband Geehrte durchaus als „Glücksfall“ für die nordwestdeutsche Museumslandschaft im letzten Vierteljahrhundert bezeichnet werden. Es ist an dieser Stelle nicht möglich und erscheint nicht als sinnvoll, aus dem „Blumenstrauß“ der 44 Beiträge des Bandes einzelne Blüten herauszugreifen. Genannt werden soll aber ein „Lieblingsobjekt“ oder besser: „Lieblingsprojekt“ von Uwe Meiners, das zugleich die kreative Weiterentwicklung seines Museums in den letzten Jahrzehnten dokumentiert: die Dorfkirmes mit der Raupenbahn, die von Matthias Bunzel als „Medium für gesellschaftliche Teilhabe in der Museumsarbeit“ beschrieben wird. Als roter Faden des Bandes erweist sich, mit großer Berechtigung eingewebt, theoretisch angegangen wie auch vielseitig-anschaulich dargebracht, immer wieder die generelle Problematik der Arbeit eines (Freilicht-)Museums zwischen gezielter und reflektierter Sammlung, trockener kulturhistorischer Dokumentation, seriös-bildungsbezogener Ausstellung, Kultur-Event, Freizeit-Vergnügen und Vergangenheits-Idylle als Projektions- und Bedürfnisraum breiter Besucherschichten. Insofern bietet die Festschrift für Uwe Meiners nicht nur ein buntes Kaleidoskop von Ideen, Fragestellungen und Ergebnissen eines oder des „Museums in der Gesellschaft“, sondern besitzt zusammengenommen durchaus den Charakter eines Handbuchs zum Umgang mit – größeren wie kleinen – Museen in der Gegenwart.

Aiko Schmidt: *Die Novemberrevolution 1918 und die Anfänge der Weimarer Republik in Emden*. Oldenburg: Isensee 2018, ISBN 978-3-7308-1472-7, 303 S., zahlr. Abb., Diagr., geb. (= Veröffentlichungen des Ostfriesischen Landesmuseums Emden, H. 42), 39,80 €.

Im Jahr 2018 jährte sich die Novemberrevolution zum hundertsten Mal. An einigen Orten wurde das Ereignis zum Anlass genommen, die lokale Revolutionsgeschichte aufzuarbeiten. Für Emden ist Aiko Schmidts umfangreiches Buch anzuzeigen, das erstmals ausführlich die Revolution und die Anfangsjahre der Weimarer Republik vor Ort wissenschaftlich aufarbeitet. Nach einem kursorischen Überblick über die Forschungssituation schildert Schmidt chronologisch die Ereignisse in Emden. Aufgelockert wird der Text durch zahlreiche Abbildungen und Tabellen. Als Quelle dienen zum erheblichen Teil Zeitungsberichte, in geringerem Maße auch Archivalien des Stadtarchivs Emden. Eine Darstellung der Quellsituation hätte jedoch dem Werk gutgetan, um eine Einschätzung darüber zu ermöglichen, inwieweit alle zugänglichen Quellen ausgeschöpft wurden und welche weiteren Forschungsmöglichkeiten vorhanden sind.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Situation der Stadt gegen Ende des Ersten Weltkrieges. Die in Emden stationierten Marinesoldaten setzten die Revolution in Gang, die Arbeiter folgten unmittelbar. Die Entwicklung des Arbeiter- und Soldatenrats, seiner Probleme, Konflikte und internen Differenzen zieht sich durch den gesamten Bericht. Die Konstituierung des Bürgerausschusses, der Streik bei den Nordseewerken Ende November 1918 und die Etablierung der Parteien nach der Revolution folgen in der Darstellung. Neue Parteien entstanden, alte Parteien benannten sich um. Die Wahlen, darunter zur Nationalversammlung, werden ausführlich vorgestellt. Die Rückkehr des Fußartillerie-Regiments im Februar 1919 und schließlich die Besetzung Emdens durch die Marinebrigade von Roden veränderten das Kräfteverhältnis vor Ort endgültig. Eine Einwohnerwehr entstand, die sich in der Anfang 1922 aufgelösten Stadtwehr fortsetzte. Schon im September 1919 verschwand der Arbeiterrat. Kapp-Putsch und ein auf ihn folgender „Kommunistenputsch“ von 1920 bilden die Endpunkte der revolutionären Nachkriegsauseinandersetzungen. Schmidt belässt es nicht bei den Institutionen der Revolution und Gegenrevolution, nicht nur Wahlen und spektakuläre politische Ereignisse werden behandelt, sondern er geht auch auf Themen wie das „Hamstern“ von Lebensmitteln und die Rolle des Emder Hafens ein. Unterbrochen wird der Text im übrigen von ausführlichen biographischen Exkursen, die Aufschluss über die Akteure der politischen Entwicklung geben. Ergänzt werden die informativen Darstellungen Schmidts durch eine kurze Abhandlung von Jan Ludwig Antoni über die Emder Kinderspeiseanstalt im Ersten Weltkrieg.

Unglücklich sind zwei Gestaltungsentscheidungen: Es gibt über 60 Unterkapitel, aber keine Zwischengliederung, mit der die einzelnen Kapitel zusammengefasst werden. Außerdem fehlt ein Quellen- und Literaturverzeichnis, so dass man sich aus den Fußnoten mühsam einen Überblick verschaffen muss. Insgesamt hat Aiko Schmidt ein empfehlenswertes Buch über die Emder Novemberrevolution und die unmittelbare Nachkriegszeit vorgelegt. Man wünschte sich ähnliche Publikationen über andere Städte der Region.

Oldenburg

Joachim Tautz

Eberhard Schmidt: *Wohin in dieser Welt? Der Maler Franz Radziwill*. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2019, ISBN 978-3-96311-174-7, 336 S., zahlr. Abb., geb., 28,- €.

Lange haben wir auf eine Biographie von Franz Radziwill gewartet, in der nicht nur sein Leben beschrieben, sondern auch mit den Legenden aus der NS-Zeit aufgeräumt wird. Eberhard Schmidt hat den Mut gehabt, eine solche Arbeit in Angriff zu nehmen, und die Kraft, sie pünktlich vor dem 125. Geburtstag Radziwills am 6. Februar 2020 abzuschließen. Der emeritierte Professor der Universität Oldenburg war Politikwissenschaftler, u.a. mit dem Schwerpunkt Umweltpolitik, und kann das Engagement des Künstlers für den Erhalt der Natur des Küstenortes Dangast würdigen. Ein Biograph hat die Aufgabe, nicht nur die Fakten des Lebens der betroffenen Person wiederzugeben, sondern sie auch in spannender Erzählung zu vermitteln. Und das gelingt dem Autor in überzeugender Weise. Wenn auch viele Details aus dem Leben Franz Radziwills (1895-1983) bekannt sind, sie werden oft in neue Zusammenhänge gestellt und dadurch in besseres Licht gerückt. Das beginnt schon mit der Notiz, dass der Vater, aus Litauen kommend, besser Russisch als Deutsch sprechen konnte. Eberhard Schmidt begleitet den Lebensweg Franz Radziwills sehr eng und chronologisch; er verzichtet auf Vorgriffe und ist sparsam mit Rückblenden. Er kann sich auf einen gut erhaltenen Schrift-

verkehr des Künstlers mit Förderern und Freunden stützen, voran mit Wilhelm Niemeyer, Hamburg, aber auch auf Berichte, die Franz Radziwill aus dem Krieg an die Eltern und später von seinen Reisen an seine Frau Ilse geschickt hatte. Aus den Briefen wird ausführlich zitiert, sie sind in Sprache und Ausdruck unverändert wiedergegeben und damit unmittelbare Belege der Erlebnisfähigkeit des zunächst ganz jungen Menschen und zeigen später die kritische Weltansicht des durch den erneuten Krieg tief erschütterten Künstlers. Die wichtigste Zeugin für das Leben nach 1945 ist die Tochter Konstanze, der manche Gedanken zum Leben und Erfahrung anvertraut wurden. Von ihr stammen zwei Filme; sie ist ständige Vorsitzende der 1986 gegründeten Franz-Radziwill-Gesellschaft. Die Biographie wird in sieben große Kapitel entsprechend den Lebensphasen des Malers gegliedert. Jedes Kapitel wird noch einmal in vier bis sechs Abschnitte unterteilt, über die jeweils ein Zitat oder ein Bildtitel auf den Inhalt verweist. Die Kindheit in Bremen nahe dem Hafen prägte das Interesse für Schiffe und Technik. Auch Radziwills frühe Faszination von Flugzeugen wird herausgestellt, aber auch das Erlebnis des Absturzes von Karl Buchstätter und die von Flugzeugen ausgehende Aggression im Krieg. Beides hatte dem jungen Mann die Ambivalenz der Technik vor Augen geführt. Die negative Seite wird er nicht vergessen. Franz Radziwill folgte früh seiner Neigung zur Malerei und Eberhard Schmidt dokumentiert, dass der junge Maler, gefördert von Privatleuten, von van Gogh als Person und von Cézanne als Maler fasziniert war. Radziwill trat der Ausstellungsgemeinschaft „Der Grüne Regenbogen“ bei, die ihn in Worpswede, vor allem aber in Hamburg bekannt machte und fruchtbare Kontakte zu Wilhelm Niemeyer und Rose Schapire herstellten. Mit Hans-Heinz Stuckenschmidt war die Reise nach Berlin 1920 ein Sprung ins Zentrum der Aktualität von Politik und Kunst. Eberhard Schmidt beschreibt diesen ersten und zugleich erfolgreichen Aufenthalt wie auch spätere relativ ausführlich und nennt die zahlreichen Kontakte, die im Laufe der Zeit eine große Zahl an Ausstellungen bis 1935 ermöglichten. Das Intervall vom Ausstellungsverbot 1937 bis in die frühen fünfziger Jahre war bitter; doch gab es schon ab 1946 einzelne Ausstellungen, wenn auch ohne Verkäufe. Private Sammler wie der Nervenarzt Dr. Düser aus Oldenburg, der Radziwills Bilder liebte, halfen in bitterer Not. Aus Eberhard Schmidts Darstellung wird deutlich, dass Franz Radziwill nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen sein 1923 erworbenes, später erweitertes Haus in der Sielstraße in Dangast als Zentrum seines Lebens und seiner Arbeit verstand, auch als seine Frau Ilse 1942 starb und er sich 1947 mit Anna Inge Rauer-Riechelmann neu verband. Aus vielen Briefen aller Zeiten spricht die Sehnsucht, wieder heimkehren zu können. Schmidt charakterisiert Franz Radziwill als erstaunlich selbstbewusst, schon als er sich den Berliner Expressionisten nähert, aber nicht weniger nach der Entlassung als Professor und später in zahlreichen Gesprächen und Diskussionen um Naturschutz und Ökonomie. Diese Selbstgewissheit rührt nicht nur von Ausstellungserfolgen, die ihn als Maler immer wieder bestätigten, auch aus der Überzeugung, mit seiner Malerei Grundsätzliches über Zeit und Gesellschaft, die das Geistige zugunsten von Technik und Ökonomie aufgibt, auszusagen. Ein starkes Selbstbewusstsein ist nicht selten mit einer Portion Naivität verbunden, die in der Charakterisierung nicht verschwiegen wird. In Bildbeschreibungen arbeitet der Biograph entsprechende Motive heraus. Die Bilder werden farbig reproduziert. Eberhard Schmidt hat aus Briefen und Zeitungsrezensionen oft neue Aspekte herausgearbeitet, die als Zeitkolorit Ereignisse wie etwa den Bremer Künstlerstreit von 1911 beleuchten, sofern Radziwill auch nur entfernt daran beteiligt war. Auch die Auseinandersetzung um die aufkommende Neue Sachlichkeit um 1923, die sich als Alternative zum Expressionismus gesehen hatte, während die Expressionisten sich zu verteidigen suchten, wird ausführlich geschildert. Die Aggressionen eskalierten ab 1933 gegen beide Auffassungen, die von den Anführern der NS-Bewegung in einen Topf geworfen wurden, wie Schmidt belegt. Ausführlich werden die Hasstiraden der NS-Kulturträger dargestellt, unter denen auch der zum Professor in Düsseldorf ernannte Maler Radziwill, obwohl 1933 der Partei beigetreten, zu leiden hatte. Schmidt behandelt diese von Legenden belastete Geschichte ausführlich und widerlegt die Behauptung, dass Radziwill Paul Klees Lehrstuhl übernommen hätte. Dafür gibt es keinen Beweis. Auch die Legende, Radziwill hätte 1933 eine Ausstellung Karl Hofers in Düsseldorf geschlossen, wird als Unterstellung entlarvt. Noch in den späten dreißiger Jahren hat sich Franz Radziwill um Rehabilitation und Wiedereinsetzung als Professor bemüht, natürlich vergeblich. In der verwirrend strukturierten Partei- und Staatsadministration, die der Autor einleuchtend differenzieren kann, hatte niemand Interesse an dem Maler. An Episoden wird nicht gespart, vor allem werden zeitkritische und kunstrelevante Fragen betont, dass sich z. B. Radziwill weniger als Künstler denn als Maler gesehen habe, der mit seinen Bildern auch eine geistige Haltung zum Sein in der Welt ausdrücken will, eine Auffassung, die der Maler auch als Richtschnur bei der Bewertung von Werken anderer Künstler angelegt hat. Folglich waren ihm aktionistische Unternehmungen etwa der Künstler der „Akademie Oldenburg“, die nach Dangast gekommen waren, ihn zu besuchen, fremd und verleiteten ihn

zu der Aussage, dass er selbst demnach kein Künstler sei, sondern ein Maler. Ein Apparat aus Namens- und Literaturverzeichnis, chronologischen Daten zur Biographie schließen ein gelungenes Werk ab, das dem Künstler und Maler Franz Radziwill gerecht wird.

Oldenburg

Jürgen Weichardt

Arp Schnitger (1648-1719) in seiner Zeit. Im Auftrag der Arp Schnitger Gesellschaft e.V. zusammengestellt von Dorothea Schröder, [Brake 2019], ohne ISBN, 32 S., zahlr. Abb., 2 Karten im Schutzumschlag, kostenlos.

Eher „schattenhaft“ bleibt auch heute noch die Biographie des großen, aus der Wesermarsch gebürtigen Orgelbauers, dessen Werke – die erhaltenen oder zerstörten Orgeln – uns besser bekannt sind als das Leben ihres Schöpfers, dank z.B. des Buches „Arp Schnitger und sein Werk“ von Edskes und Vogel. Den Handwerker, Unternehmer und Künstler Schnitger Jahr um Jahr begleiten und ihn damit auch in seiner Zeit besser verstehen zu können, ist das Anliegen dieser schmalen, schön gestalteten und kostenlos abgegebenen Broschüre. Sie erschien zum Schnitger-Jubiläum (300. Todestag im Juli 2019) und wurde von der Hamburger Musikwissenschaftlerin Schröder erstellt, gefördert auch von „Hoch empor. Orgeln in Niedersachsen“, einer Initiative der „Musikland GmbH Niedersachsen GmbH“ und dem Ministerium für Wissenschaft und Kultur, da die historischen Orgel unserer Region ja auch unbestreitbar ein kulturtouristisches Potential besitzen. Wie ein Kulturfahrplan aufgebaut, werden in Spalten unterhalb der einzelnen Jahre die Aspekte „Zeitgeschichte Deutschland und Europa“, „Zeitgeschichte Norddeutschland“, „Musik“, „Bildende Kunst, Architektur“, „Arp Schnitger Biographie“, „Geistesleben, Literatur, Theater“, „Lebenskultur, Alltagswelt“ und „Wissenschaft, Technik“ abgehandelt, jeweils nur mit einem exemplarischen Ort und einem ebensolchen Ereignis. Die Mitte bildet – und das auch zweifellos sinnbildlich – die Rubrik „Orgeln – Bilddokumente“ mit ab 1673 Aufnahmen der Orgeln, vor 1673 dafür gelegentlich Orgelwerkzeuge. Eine Deutschlandkarte von 1710 im vorderen Einband führt die zahllosen Grenzen vor Augen, mit denen die überregional agierende Wirtschaft – somit auch der fast industriell arbeitende Handwerksbetrieb des Orgelbauers Schnitger – leben musste; im hinteren Einband gibt eine Karte einen Überblick über die im nordeuropäischen Küstenraum erhaltenen Orgelwerke. „Eine Tatsache steht über allen: Schnitgers Zeit war ebenso bewegt und vielgestaltig wie unsere eigene Gegenwart“, so Schröder zum Abschluss ihrer Einleitung. Allerdings bleiben, wohl in dem Bemühen einer sinnvollen, durchaus subjektiven und nicht erdrückenden Auswahl, auch viele Felder unausgefüllt, was gelegentlich eigenartig anmutet, wenn z.B. bei „Geistesleben, Literatur, Theater“ zwischen 1681 (erstmalig professionelle Tänzerinnen in Paris) und 1687 (Hamburger Gastspiel eines Marionettentheaters) nichts genannt wird und hier auch weiter nicht wenige Felder unbelegt bleiben; immerhin gehörte ja z.B. dieser Bereich zu Schnitgers allgemeinerem Bildungshorizont und dem seiner Zeitgenossen. Der Orgel-Neubau in Bardenfleth 1705/1706 und seine bemerkenswerte Zeichnung aus dem Landesarchiv in Oldenburg findet keine Erwähnung.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Benno Schulz: *Revolution im Nordwesten 1918/1919. Demokratischer Aufbruch im Nordwesten.* Oldenburg: Isensee 2018, ISBN 978-3-7308-1490-1, 158 S., zahlr. Abb., brosch., 14,80 €.

Die Publikation ist Ergebnis einer Tagung in Wilhelmshaven; eingeleitet wird der Band neben einem Grußwort des Wissenschaftsministers Björn Thümler durch ein Vorwort des Landschaftspräsidenten Thomas Kossendey und einen Projekt- und Tagungsbericht des Herausgebers Benno Schulz, in dem er die Entwicklung des Forschungsprojektes „Revolution im Nordwesten“ skizziert – die Tagung bildete die Auftaktveranstaltung dieses Unterfangens. Schulz unterstreicht die Bedeutung des Tagungsortes, aber auch der ganzen Region Nordwest, welche den Ausgangspunkt der Revolution bildeten und eine reichsweite Neuordnung der politischen und gesellschaftlichen Ordnungen auslösten.

Naturgemäß ist es Stephan Huck, Leiter des Marinemuseums Wilhelmshaven, vorbehalten, die inhaltlichen Ausführungen mit der Darstellung der Ereignisse am Marinestandort Wilhelmshaven ein-

zuleiten. Er tut dies, indem er zunächst einen Blick auf die vorrevolutionären Unruhen des Jahres 1917 wirft und ihre Bedeutung für die Geschehnisse ein Jahr später auslotet. Huck erklärt die Marinestreiks durch die Ereignisse des „Epochenjahres“ 1917 und die unmittelbaren und mittelbaren Folgen für die Angehörigen der Reichsflotte; der Kriegseintritt der USA und die Revolution im zaristischen Russland weckten den Wunsch nach Veränderung, der neben weiten Teilen der kriegsmüden Bevölkerung auch die Matrosen im Besonderen erfasste. Zusätzlich zur schlechten Versorgung und der Ungleichbehandlung im Vergleich zu den Offizieren entluden sich angesichts dieser Konstellation bereits im Sommer 1917 die an Bord entstandenen Anspannungen. Wirklich gravierende Auswirkungen ergaben sich aber erst im Spätherbst 1918, als die in Wilhelmshaven stationierten Flottenangehörigen den Gehorsam gegenüber der Admiralität verweigerten und ein Teil der Flotte als Folge nach Kiel verbracht wurde, wo die Revolution endgültig zum Ausbruch kam. Huck vergleicht im Anschluss die Ereignisse der beiden Jahre und benennt Kausalitäten sowie Unterschiede und Gemeinsamkeiten. Es folgen eine Skizze der Vorgänge in Wilhelmshaven nach Abzug der Soldaten in Richtung Kiel mit Gründung des 21er Rats, der Ausruf der sozialistischen Republik Oldenburg-Ostfriesland und die darauf folgenden Auseinandersetzungen mit den Oldenburger Gremien. Huck beobachtet richtigerweise den gleichen Konflikt im Nordwesten, wie er auch gesamt-national zwischen extremen Linken und gemäßigten Republikanern stattfindet. Wie auch in der jungen Republik scheitert die radikale Revolution der Kommunisten nach einem kurzen Aufbäumen im Frühjahr 1919. Im zweiten Beitrag stellt Hans Rudolf Wahl den Verlauf der Revolution in Bremen dar. Eigen ist der bremischen Variante, dass diese Revolution tatsächlich von „unten“ angestoßen wurde (wohl auch zur Überraschung der Sozialdemokraten) und trotz der „roten Färbung“, d.h. der Forderung nach einer sozialistischen Ordnung, vor allem ein „anders als bisher“ im Sinn hatte. Die Tage der Revolution erwiesen sich in der Hansestadt als besonders turbulent und von unerwarteten Wendungen gekennzeichnet, bevor sich die Lage im März 1919 entspannte. Wahl benennt vor allem den Machtkampf zwischen USPD und Linksradikalen als entscheidendes Moment; zusätzlich brachten zurückkehrende Truppen eine neue Perspektive. Aber erst die von Seiten der KPD ausgehende Gewalt in der „Räterepublik“ forcierte den Wunsch nach Entspannung in der Bevölkerung und bewirkte die Wiederannäherung von USPD und MSPD.

Verhältnismäßig unspektakulär vollzog sich die politische Umwälzung in Oldenburg. So zumindest berichtet es Matthias Nistal in seiner vor allem auf der Analyse von zeitgenössischen Zeitungsartikeln basierenden Arbeit. „Ruhe und Ordnung“ waren die Maxime der in der Hauptstadt des Großherzogtums gegründeten Räte und der beteiligten Politiker; dementsprechend wurde zu Beginn der Revolution der Wert auf eine funktionierende Grundversorgung der Bevölkerung gelegt, um dadurch Auswüchse wie etwa in Wilhelmshaven und Bremen zu verhindern. Die Abdankung des Großherzogs war letztendlich die Konsequenz der reichsweiten Entwicklungen und vollzog sich eher geräuschlos am 11. November. Obwohl man in Oldenburg der republikanischen Genese in Wilhelmshaven zuweilen skeptisch begegnete, einigte sich der oldenburgische Landtag mit Abgesandten aus der Hafenstadt um Bernhard Kuhnt auf die Bildung eines Landesdirektoriums, das von da an faktisch die Macht innehatte und die Entwicklungen hin zu einer moderat-liberalen Ordnung kanalisierte. Nistal wirft in seinen Untersuchungen darüber hinaus einen Blick auf die Städte und Gemeinden des Oldenburger Landes; je nach geografischer Lage spielten die Beziehungen entweder zu Oldenburg, Wilhelmshaven, aber auch Bremen eine Rolle. Während z.B. die bremischen Unruhen sich auch in Delmenhorst auswirkten, blieb die Stimmung in den südoldenburgischen Orten ruhig und eher an Oldenburg orientiert.

Antje Sander verweist in ihrem Beitrag zur Residenz Jever zu Beginn auf die jahrhundertlange Eigenständigkeit der Herrschaft und die damit verbundenen Eigenheiten, die auch bei der Revolution 1918 eine entscheidende Rolle spielten. Besondere Bedeutung kam in diesem Kontext dem Schloss zu, welches seit 1818 im Eigentum des Hauses Oldenburg lag und zugleich Ausdruck des hiesigen Selbstverständnisses war; eine gewisse Spannung ließ dementsprechend nicht lange auf sich warten. Sander beschreibt diesen (je nach Bevölkerungsgruppe unterschiedlich) ausgeprägten Konflikt um die Wahrung der Selbstständigkeit im 19. Jahrhundert. Die Revolution selbst verlief hingegen nach Oldenburger „Vorbild“: ruhig und mit nur moderaten Forderungen. Die Eröffnung eines Heimatmuseums in den Räumen des Schlosses im Jahr 1921 wurde als „Akt der Wiedererlangung“ verstanden, wenn auch eingebettet in nationalistisch-vaterländische Narrative.

Zum Abschluss beleuchtet Aiko Schmidt die Situation in der Stadt Emden mit besonderem Augenmerk auf den dortigen Arbeiter- und Soldatenrat. Dieser bestand neben den einheimischen Arbeitern noch aus den Soldaten des Versorgungsstützpunktes Emden. Trotz der dem Kommunismus sehr nahestehenden Positionen verlief die Revolution ruhig, da sich die alten Machthaber den Gegebenheiten schnell anpassten. Ein erster Riss zeigte sich Anfang des Jahres 1919 in dem auch in Emden

aufkommenden Konflikt zwischen Kommunisten und gemäßigten Sozialdemokraten bzw. Republikanern. Auch wenn von Seiten des Arbeiter- und Soldatenrats und der Stadtverwaltung Maßnahmen gegen die „Spartakisten“ ergriffen wurden, schien der Reichregierung die Sache nicht geheimer: Reichswehrminister Noske befahl die Besetzung der Stadt durch Regierungstruppen, was sich am 27. Februar auch vollzog. Die Rolle des Rates wurde fortan deutlich abgewertet; nur wenige Monate später wurde er fast unbemerkt aufgelöst. Entgegen der landläufigen Meinung, der Rat in Emden sei besonders brutal gewesen, kommt Schmidt zu einem anderen Ergebnis: Der Rat sei moderat und auf Sicherheit und Ruhe bedacht gewesen.

Mit den einzelnen Aufsätzen erhält man ein umfassendes Bild über die Ereignisse und die aktuellen Forschungsstände zur Revolution 1918/19 im Nordwesten; sie wurden von den vermutlich besten Experten vor Ort und einschlägig ausgewiesenen Autoren geschrieben. Bei der Art der Herangehensweise sind gewisse Redundanzen nicht zu vermeiden. Auch bleibt am Ende die Frage offen, zu welchen Ergebnissen ein auf die Region im Ganzen bezogener Blick kommt. Nichtsdestotrotz liefern alle Autoren wertvolle Erkenntnisse und Denkanstöße für weitere Forschungen – lesenswert!

Oldenburg

Helmut Henschel

Elke Schwender / Katharina Duraj: *Zum Nützlichen das Schöne. Gärten in Nordwestdeutschland*. Münster: Aschendorff 2019, ISBN 978-3-402-13397-2, 216 S., zahlr. Abb., geb., 19,80 €.

„Ländliche Gärten in der Region zwischen Weser und Ems“ war das Thema eines Forschungsprojektes, das vom Museumsdorf Cloppenburg zusammen mit der Stiftung Kulturschatz Bauernhof durchgeführt und von vielen Eigentümerfamilien, aber auch der Stiftung Niedersachsen usw. unterstützt wurde. Das Buch möchte die Ergebnisse einem weiteren Publikum vorführen. Verantwortlich waren die Gartenbauerin Dipl.-Ing. Schwender und die Volontärin Duraj, beide Mitarbeiterinnen des Museumsdorfs. Bei dem Projekt, das am Ende 45 Gärten im Raum Weser-Ems untersuchen und dokumentieren konnte, ging es vor allem um Gärten, die um 1900 oder schon früher angelegt wurden, noch heute hinreichend erkennbar durch ihre Entstehungszeit geprägt sind – und „mit den historischen Gehöften eine Einheit bilden“. Nun gibt es durchaus schon Veröffentlichungen zu besonderen Gärten in unserer Region – z.B. Kaisers Bauerngärten von 1998 –, doch findet auch dieses Werk mit Sicherheit seine Leser, da keine Schlossgärten oder größere Parkanlagen, sondern schöne, aber eher „namenlose Gärten“ vorgestellt werden, Gärten auf dem Lande also, die den reinen Nutzgarten mehr oder weniger hinter sich ließen, um sich dem „Schönen“ an sich zu öffnen, entweder als bäuerliche Ziergärten oder als kleine Landschaftsgärten. Dabei bleibt natürlich zu berücksichtigen, dass alle Gärten immer Ergebnis menschlicher Gestaltung und damit auch Zeugnis unserer Kultur sind – und dass auch nahezu jede Generation den Gartenbereich nach ihren Vorstellungen und Bedürfnissen verändert und gelegentlich überformt hat.

In einer allgemeinen Einführung stellt Schwender zunächst ihre Vorgehensweise und allgemeine Ergebnisse des Projekts dar. Wichtig war den Forscherinnen der historische Aspekt, d.h. die Dokumentation des Werdens und des Sich-Veränderns der Gärten. Beeindruckt zeigen sich die Autorinnen davon, dass sie trotz vieler Veränderungen erstaunlich oft die ursprüngliche Gestaltung des Gartens zu erkennen vermochten. Die Präsentation von jeweils fünf Gärten wird durch kleine Exkurse unterbrochen, die sich z.B. mit Gemüse- und Obstgärten, der Graft als Gestaltungselement, „Grottenfieber“, Weg- und Beeteinfassungen, Rosenliebhaberei und Gartenarbeiten um 1890 (durch Josef Hempelmann) beschäftigen. Betrachtet man die vorne mitgegebene Karte, so lassen sich im „Nordwestdeutschland“ dieses Werkes allerdings eindeutige räumliche Schwerpunkte ausmachen, vor allem der Raum Vechta-Cloppenburg, das Ammerland, die nordseehohen Gebiete Nordoldenburgs und Ostfriesland (Krummhörn). Oder anders betrachtet: Über die Hälfte der Gartenkapitel (24) betreffen den Oldenburger Raum von der Nordsee bis Neuenkirchen-Vörden, 15 Ostfriesland, nur 5 das nördliche Osnabrücker Land und eines das Emsland (Emsbüren). Aus dem Oldenburgischen vertreten sind u.a. folgende Höfe: Onnen-Lübben in Förrien (z.B. Plan von 1910), Cornelius in Seeverns, Kaper in Tange (mit vielen erhaltenen Gehölzen usw. aus der Zeit um 1880, die von der an Gartenkunst interessierten Landwirtin Anna Kaper gepflanzt wurden) oder der Kulturschatzhof Jade der Familie Cramer (früher Peters). Das Ammerland repräsentieren vor allem Güter: Horn mit seinem Park um ein 1858 errichtetes Herrenhaus, Wahnbek mit u.a. früher Pergola am Hausteich, Neuenhuntrorf, ehemals Besitz der Familie von Münnich mit früh dokumentierter Gartenanlage, und Hullmann in Etzhorn mit an den Schlossgarten in Eutin erinnerndem Monopteros. Das südlichere

Oldenburg vertreten z.B. Hof Osterloh in Visbek-Halter, mehrere Höfe in Cappeln (u.a. handschriftlicher Pflanzplan in Haake), Hof Meyer-Nutteln (mit in unterschiedlichen Formen geschnittener Taxusanlage) oder Gut Lage in Addrup. Aus dem Artland werden Höfe in Badbergen vorgestellt. Immer wird versucht, auch die Namen derjenigen Familienangehörigen zu ermitteln, die sich um die Gestaltung verdient gemacht haben. Diese zahlreichen Gartenabschnitte lesen sich allerdings zeitweise wie gedrängte Abstracts eines Reiseführers, da natürlich versucht werden musste, eine Vielzahl wichtiger Aspekte und Veränderungen auf engem Raum unterzubringen. Dieses Buch basiert somit auf einer Bestandsaufnahme zu Beginn des 21. Jahrhunderts, für die wir dankbar sein werden. Denn, wie Denkmalpfleger Rainer Schomann in seinem Vorwort bemerkt: Schon heute stößt man bei der Frage nach alten Gärten weniger auf konkrete Hinweise als auf Erinnerungen an eine inzwischen veränderte Kultur, die jedoch die ländliche Welt lebenswert gemacht hat (und macht). Die Überlieferung zu privaten ländlichen Gärten ist im Vergleich zu Prestigegärten wie dem Oldenburger Schlossgarten unweigerlich dürftig, auch wenn z.B. in „Hausbüchern“ der Eigentümer oder im Glücksfall auf Karten der frühen Landesvermessung Gartenpläne überliefert sind. Umso wichtiger wird es auch noch in Zukunft sein, alle in Frage kommenden Quellen an geeigneter Stelle für die Nachwelt zu sichern! Der überraschend günstige Preis angesichts der Qualität macht das Buch, das eine Fülle von aktuellen und historischen Fotos aufweist (oft aus Familienbesitz) und zum Blättern einlädt, zu einem schönen Geschenk für viele Gartenliebhaber. Etwas unerwartet kurz ist allerdings das Literaturverzeichnis ausgefallen.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Gunda Trepp: *Der letzte Rabbiner. Das unorthodoxe Leben des Leo Trepp*. Darmstadt: wbgTheiss 2018, ISBN 978-3-8062-3818-1, 284 S., Abb., geb., 39,95 €.

Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft hat im Herbst 2018 eine Biografie über Professor Dr. Dr. h. c. Leo Trepp veröffentlicht, geschrieben von seiner zweiten Ehefrau Gunda Trepp, einer Juristin, Journalistin und zum Judentum übergetretenen früheren Christin. Leo Trepp war der letzte Landesrabbiner von Oldenburg (1936 bis 1938) und auch der letzte ehemals deutsche Rabbiner, der den Holocaust überlebt hat. Er wurde am 4. März 1913 in Mainz geboren und starb am 3. September 2010 in San Francisco/USA. Die für dieses Buch hoch kompetente Autorin stellt Leo Trepp als großen Rabbiner, bedeutenden Gelehrten, warmherzigen Menschen und nie verzweifelnden Brückenbauer dar. Sie bettet Trepps Lebensgeschichte in die seiner Familie und der jüdischen Gemeinschaft ein und beschreibt die harten Lebensbedingungen in christlicher Umgebung. Gleichzeitig verbindet die Autorin einfühlsam ihren Text mit den autobiografischen Aufzeichnungen ihres Mannes, die er nicht abschließen konnte. Die autobiografischen Texte sind im Buch kursiv gedruckt und umfassen ein Viertel des Werkes. Der unterschiedliche Druck macht es Lesern leicht, die verschiedene Qualität der Texte zu erfassen. Sie enthalten viele Mitteilungen über die seelischen und geistlichen Herausforderungen in diesem unorthodoxen Leben. Sie vermitteln einen authentischen Eindruck von seiner offenen, selbstverständlichen Frömmigkeit, seinem Gebundensein in jüdische Riten und Traditionen sowie die bildungsbürgerliche Mentalität seiner Zeit.

Dieses Buch beinhaltet auch die Geschichte des alltäglichen, gehässigen, abwertenden Antisemitismus in Europa, vorwiegend in Deutschland, und die immer vorhandene Furcht, dass dieser „Virus des Antisemitismus“ heute wieder lebendig wird. Die Familie Trepp hat nachweislich mehr als 500 Jahre in Deutschland, erst in Fulda, dann in Mainz gelebt, gearbeitet und gelitten. Es ist die beispielhafte Geschichte von Juden in Deutschland, einer gedemütigten Minderheit, die sich zu behaupten versuchte durch besonders herausragende Leistungen und durch Anpassung und die nicht glauben konnte, dass die Juden ausgelöscht würden durch industriellen und staatlich organisierten Massenmord ihrer Nachbarn.

Das Buch ist auch eine Geschichte der christlichen Bürger und Bürgerinnen in unserem Land, die bis auf Einzelfälle kaum Solidarität oder christliche Nächstenliebe mit ihren jüdischen Nachbarn geübt haben. Es ist ein Spiegel, der uns vorgehalten wird und eine Antwort erwartet: nie wieder wegzu-sehen und untätig zu bleiben, wenn Antisemitismus oder Rassismus sichtbar werden. Die historische Entwicklung der großen jüdischen kulturellen und religiösen Richtungen, orthodox, liberal und konservativ, sowie ihre Bedeutung für das heutige jüdische Leben werden sichtbar. Hier wird auch deutlich, dass Leo Trepp ein Rabbiner im Sinne des Wortes, ein Lehrer, ein bedeutender Religionswissenschaftler und ein hoch produktiver Autor wichtiger Bücher war. Er schrieb die meist verkauften

Bücher über das Judentum in Deutschland und wichtige religionswissenschaftliche Literatur, die das Judentum in den USA maßgeblich beeinflusst hat.

Die Autorin betont, dass Leo Trepp mit zwei Städten in Deutschland besonders verbunden war: Mainz und Oldenburg. In Mainz erfuhr er spätestens in der Schule als Jude die ersten Demütigungen, obwohl Mainz eine große jüdische Gemeinschaft hatte, bedeutende Synagogen und seit dem Mittelalter mit Worms und Speyer ein Zentrum des deutschen Judentums war. Der Antisemitismus ist, wie Trepp sagt, ein Virus, der immer wieder seuchenhaft durch Deutschland und Europa zieht und die rechtliche und tatsächliche Gleichstellung der Juden mit christlichen Bürgern verhinderte. Trepp war froh, als die Schuljahre vorbei waren. Sie waren oft eine Prüfung für ihn und vielleicht auch die Basis für ein tieferes Einfühlungsvermögen in seine Mitmenschen. In Berlin studierte Trepp am Rabbinerseminar und parallel an der Friedrich-Wilhelms-Universität (heute Humboldt-Universität), erlebte das aggressive Aufflammen des von den Nazis geförderten Antisemitismus bis hin zum Rauswurf aus der Universitätsbibliothek als jüdischer Student. Die Universitäten in Deutschland waren damals ein Zentrum des völkischen Denkens. Er bestand das Rabbiner-Examen und promovierte in Würzburg beim dortigen Professor für Romanistik, der Mitglied der SA und SS war, aber ihn und andere Studenten förderte. Trepp war der letzte Jude, der an der Universität Würzburg promoviert wurde. Mit diesen beiden Abschlüssen konnte er nach seiner Flucht aus Deutschland auch im Ausland arbeiten und lehren. Als 23-jähriger übernahm Trepp am 1.8.1936 das Amt des Landesrabbiners in Stadt und Land Oldenburg. Hier erhielten die Nationalsozialisten schon im Mai 1932 bei Wahlen die absolute Mehrheit und stellten die erste Landesregierung im damaligen Deutschen Reich. Das Landesrabbinat versorgte acht Synagogen-Gemeinden und sieben jüdische Gemeinden, die über keine eigene Synagoge verfügten. Die große Mehrheit der jüdischen Bürger in Oldenburg betrieb ein Gewerbe. Ihre „arischen“ Nachbarn befolgten die Boykott-Aufrufe der Nazis eifriger als anderswo. Viele jüdische Geschäftsleute gaben auf. Trepp musste die Not der Menschen lindern und gleichzeitig Hilfe zur Auswanderung leisten. Es herrschten Willkür und Hass. Leo Trepp heiratete im April 1938 seine Frau Miriam, geb. de Haas, die Tochter seines mit 51 Jahren verstorbenen Vorgängers Philipp de Haas. Den jüdischen Bürgern wurde verboten, ins Theater, in Gaststätten, ins Schwimmbad oder in den Schlosspark zu gehen. „Arische“ Ärzte behandelten keine Juden mehr. In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 brannten die beiden Synagogen in Mainz und Oldenburg, wie die meisten anderen Synagogen im Deutschen Reich. In dieser Nacht wurden die jüdischen Männer in Oldenburg verhaftet und am 10. November durch die Stadt getrieben, vorbei an der noch qualmenden Synagoge bis zum Gefängnis und von dort am nächsten Tag ins KZ Sachsenhausen, wo er bis zu seiner Freilassung blieb. Mit ein paar Büchern, dem Talmud und Chanukka-Leuchtern emigrierten Miriam und Leo Trepp Ende 1938 zunächst nach London, später in die USA, da Verwandte von Miriam für beide Emigranten bürgten. Ihr Leben hatten sie gerettet, „ihre Heimat haben die Deutschen ihnen gestohlen“. Warum hatte ihr Land sie verraten? Diese Frage blieb ein Lebensthema. Im Oktober 1947 wurde ihre Tochter Susan geboren. Es war Leo Trepps glücklichster Tag. Die meisten Mitglieder der Familie Trepp wurden im Holocaust ermordet, die Familie Trepp aber wird weiter leben. Nach vielen Umwegen erhielt Leo Trepp 1951 die Professur für Geisteswissenschaften, Philosophie und vergleichende Religionswissenschaften am Napa College in Kalifornien. Gleichzeitig betreute er dort als Rabbiner drei jüdische Gemeinden. Hier hatte er die akademische Freiheit und die finanzielle Sicherheit. 1954 fuhr Trepp das erste Mal nach dem Krieg und nach der Vernichtung des europäischen Judentums nach Deutschland. In Mainz war sein Elternhaus zerbombt, die Synagoge verbrannt. In Oldenburg waren die Trümmer der Synagoge noch zu sehen. Er nahm sich einen Splitter eines Steines seiner Synagoge mit, der ihm später mit ins Grab gelegt wurde. 1965 besuchte Trepp mit seinen Studenten erstmals Deutschland. Trepp reichte in Oldenburg und in Mainz seine Hand den verbliebenen Deutschen. Kontakte wuchsen, Vorträge über Judentum und die Erinnerung an die schrecklichen Jahre der Zerstörung der Gotteshäuser sowie die Vernichtung von deutschen und europäischen Juden bestimmten diese Begegnungen. In beiden Städten entstanden Freundeskreise, christlich-jüdische Gesellschaften, ohne dass schon die Hoffnung existierte, wieder an neue jüdische Gemeinden zu denken. Woher sollten die Juden auch kommen? Es kam wie durch ein Wunder zu neuer jüdischer Einwanderung, zu Überritten von Christen zum Judentum und zur Bildung neuer, kleinerer jüdischer Gemeinden. Seit 1983 war Trepp fast jährlich als Professor für jüdaistische Studien im Fachbereich Evangelische Theologie in Mainz tätig. Seine Geburtsstadt wurde das Zentrum seines Lebens in Deutschland nach dem Krieg. 1989 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Oldenburg. 1991 wurde Leo Trepp Ehrenbürger der Stadt Oldenburg. 1995 wurde in Oldenburg die neue Synagoge von Leo Trepp eingeweiht, seine alte zerstörte Synagoge in Mainz 1996 von ihm wieder eröffnet. Er war Ehrensensator der Stadt Mainz und erarbeitete wichtige Literatur über das Judentum. Er war ein Botschafter für die Versöhnung und die Erinnerung an die Opfer des

Holocaust sowie an die mangelnde Solidarität und Nächstenliebe, die den Holocaust zugelassen hat. Darüber sprach er besonders intensiv mit Schülern und jungen Menschen, die von ihm fasziniert waren, ihn nicht nur als Zeitzeugen sahen, sondern als glaubwürdigen Brückenbauer. Das Buch, das Gunda Trepp über ihren Mann geschrieben hat, ist eine Liebeserklärung an ihn und an das deutsche und europäische Judentum. Es ist aber auch eine dringende Aufforderung an alle Menschen, nie mehr zu schweigen und untätig zu bleiben, wenn andere Menschen durch Willkür, Antisemitismus, Rassismus oder Gewalt bedroht und gefährdet sind. Dieses Buch ist sehr lohnend und zu empfehlen. Es ruft auf zu mehr Menschlichkeit und Achtsamkeit besonders gegenüber Minderheiten und Andersdenkenden.

Oldenburg

Ekkehard Seeber

Gregor Ulsamer: *Borkumer auf Walfang. Nach den Logbüchern des Commandeurs Roelof Olferts Meeuw*. Borkum: Selbstverlag 2017, ISBN 978-3-00-057205-0, 323 S., zahlr., z.T. farb. Abb., kart., 29,80 €.

Wenn in der Hochzeit des arktischen Walfangs, im Jahre 1770, 20-25 Borkumer als Kapitäne von Walfangschiffen und 150-200 weitere Borkumer Männer als Besatzungsmitglieder unterwegs waren, dann kann man ermaßen, welche Bedeutung der Walfang für die westlichste der ostfriesischen Inseln hatte. Borkum lebte im 17. und 18. Jahrhundert von der Seefahrt im Dienste kapitalkräftiger Geschäftsleute in Emden und in der für Borkum durchaus nahen Handelsmetropole Amsterdam. Auch Hamburg war für Borkumer ein wichtiger Ausgangshafen für den Walfang. Ungefährlich war der Job gerade auf Walfängern nicht. An den Rand des Polareises nach Grönland oder Spitzbergen zu segeln, war etwas anderes, als heute auf einem Kreuzfahrtschiff die vor sich hin schmelzenden Gletscher zu bewundern. Die Walfänger wurden aber nicht nur durch schlechtes Wetter und das unberechenbare Polarmeer bedroht, sondern waren in den häufigen Kriegszeiten der Kaperung durch englische Kriegsschiffe oder durch von der Krone legitimierte Kaperschiffe ausgesetzt. Letzterem Umstand verdankt der Autor freilich seine wichtigsten Quellen. Bei der Kaperung wurden die schriftlichen Unterlagen der gekaperten Schiffe als Beweismittel für das in England notwendige Gerichtsverfahren genutzt. Der im Archiv der Admiralität aufbewahrte Bestand im TNA (The National Archives) in London, der in den nächsten zwei Jahrzehnten in Oldenburg über das Prize Papers Projekt (<http://www.prizepapers.de/>) aufgearbeitet werden wird, ist die wichtigste Fundgrube des Autors, der freilich auch weitere Archive (so das Niedersächsische Landesarchiv in Aurich und Oldenburg und das Stadtarchiv Emden) heranzog. Eine wichtige Quelle für die genealogischen Bezüge der Arbeit waren die Borkumer Kirchenbücher.

Der Autor ist kein Fachhistoriker, hat sich aber umfassendes Wissen angeeignet und ist zudem durch seine langjährige Tätigkeit in der Wasserstraßen- und Schifffahrtsverwaltung in manchen Bereichen für das Thema eher Fachmann als der gelernte Historiker. Das Buch ist für ein breites Publikum geschrieben, enthält aber einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat. Die Darstellung ist fein gegliedert. Nach einleitenden Kapiteln, in denen auch der Seeraum, die Schiffe und der Grönlandwal, also die Beute, abgehandelt werden, geht der Autor chronologisch die Jahre von 1769 bis 1797 durch, für die ihm Quellen vorliegen. Danach kam der Walfang durch die Kontinentalsperre zum Erliegen, für die Walbestände des Nordpolarmeeres sicherlich eine dringend notwendige Phase der Erholung. Deutlich gemacht wird im einleitenden Teil, wie schwierig die Navigation war – Nullmeridian für die Berechnung der Längengrade war für die holländischen Schiffe bis 1826 nicht Greenwich, sondern der Pico del Teide auf Teneriffa! Schon die Abreise aus Amsterdam durch die Zuidersee war eine Herausforderung und ohne einen erfahrenen Seelotsen kaum zu bewältigen. Bei ungünstigem Wetter konnte sie lange dauern, südlich vor Texel gab es dann die Gelegenheit, vor der Weiterfahrt über die Nordsee ins Polarmeer nochmals auf Reede zu gehen. Die Schiffe waren mit Lebensmitteln und Walfanggerät vollgestopft, die zum größten Teil deutsche Besatzung war bunt gemischt und oft aus norddeutschen Territorien (bis Minden oder Osnabrück) stammend. Die Reise begann im April, bei günstigen Bedingungen war man im Mai im Zielgebiet, wo man im eisfreien Gebiet auf Fang gehen konnte. Die Eisverhältnisse waren natürlich ganz anders als heute, ein Landgang auf Spitzbergen war oft ausgeschlossen. Dabei war das dort im Sommer wachsende Löffelkraut ein wichtiges Nahrungsmittel gegen Skorbut. Bevorzugte Beute war der Grönlandwal, der freilich in den Buchten Spitzbergens um 1700 schon kaum noch vorkam. Die Gefährdung der Walbestände hat also eine vielleicht überraschend lange Geschichte.

Der Autor lässt, wo es eben geht, die Quellen (gedruckte wie ungedruckte) sprechen, die er z.T. aus dem Englischen bzw. Niederländischen übersetzt hat. Sie zu lesen, ist wirklich beeindruckend. Sie schildern drastisch, wie gefährlich die Fahrten waren, wie häufig Schiffe allein durch Eisgang verloren gingen, wie viele Walfänger ihr Leben lassen mussten. Die Fangergebnisse waren sehr unterschiedlich. Zwei Wale pro Schiff waren ein passables Ergebnis. Trotz aller Unbilden war der Walfang so einträglich, dass man kein Risiko scheute. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war im Frühling und Sommer im Seeraum von Spitzbergen vielleicht mehr Betrieb als heute. Im Juni 1779 konnte Kapitän Meeuw laut Logbuch 36 andere Walfängerschiffe von seiner Position ausmachen! Hinderlich waren die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Niederlanden und England, die 1781 und 1782 ein Auslaufen von Walfangschiffen aus den Niederlanden verunmöglichten. Kapitän Meeuw ließ sich vom Borkumer Pastor eine Geburtsurkunde ausstellen, die ihn als preußischen Untertan auswies. Ein ganz anderes Problem entstand durch die Vulkanausbrüche auf Island in den Jahren 1783 bis 1785, wodurch sich das Klima sehr kurzfristig abkühlte.

Ausschlaggebend für das Schicksal des niederländischen Walfangs war aber die Errichtung der Batavischen Republik, eines napoleonischen Satellitenstaates, die 1795 ein weiteres Auslaufen von Schiffen erschwerte. Die Walfangflotte musste neutralisiert, d.h. umgeflaggt werden. Schon zuvor hatten sowohl Preußen wie auch das Herzogtum Oldenburg Interesse gezeigt, in den Walfang einzusteigen. 1796 fuhr auch Kapitän Meeuw unter preußischer Flagge, d.h. sein Schiff erhielt einen Emdener Seepass. Tatsächlich überstand der Kapitän mit seinem Schiff im August 1796 und auch 1797 bei Texel eine Überprüfung durch die Royal Navy. 1798 war aber Schluss mit dem Spiel, das die Briten natürlich durchschauten. Sie nahmen in diesem Jahr die Walfänger als Preisen, auch Kapitän Meeuw erlebte dies bei seiner Rückkehr aus dem Polarmeer, musste allerdings aufgrund seines preußischen Geburtsnachweises nicht in Gefangenschaft. Für die Walfänger bedeutete diese strikte britische Politik das Ende ihrer Tätigkeit, für die Nachwelt hat die penible britische Konfiszierung von Hab und Gut feindlicher Schiffe einen Vorteil: Es ist ein Quellenfundus erhalten, der – wie in diesem Fall – den Walfang des 18. Jahrhunderts dokumentiert. Man darf Gregor Ulsamer dankbar sein, dass er diesen Quellenschatz ausgewertet und publiziert hat.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

